

COMENIUS - GESELLSCHAFT

für Geisteskultur und Volksbildung. Begründet von Geh. Archivrat Dr. Ludwig Keller

Vorsitzender:

Stadtschulrat Dr. Buchenau
Charlottenburg 5
Schloßstr. 46

Schriftleiter:

Dr. Georg Heinz
Berlin O 34
Warschauer Str. 63

Schatzmeister:

Alfred Unger
Verlagsbuchhändler
Berlin C 2, Spandauer Str. 22

Die Mitgliedschaft wird für die Mitglieder innerhalb Deutschlands, der Freien Stadt Danzig, für das Memelgebiet und für Westpolen durch Einzahlung des Mindestbeitrages erworben, der je nach dem Markwerte festgesetzt wird. Die Beitragszahlung kann erfolgen:

1. auf das Konto der Comenius-Gesellschaft
 - a) bei der Mitteldeutschen Creditbank, Depositenkasse K in Berlin C 2, Königstr. 25/26 — (nicht mehr Deutsche Bank),
 - b) bei dem Postscheckamt Berlin auf das Konto Nr. 212 95,
2. durch direkte Einzahlung bei der Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft in Berlin C 2, Spandauer Str. 22,
3. bei jeder Buchhandlung.

Für das Ausland ist der Mitgliedsbeitrag wie folgt festgesetzt:

Belgien u. Luxemburg	12 Fr.	Holland	3 Fl.	Schweden	6 Kr.
Dänemark	6 Kr.	Italien	15 Lire	Schweiz	6 Fr.
England	6 Sh.	Japan	2,40 Yen	Spanien	6 Pes.
Frankreich	12 Fr.	Norwegen	7,20 Kr.	Verein. Staaten u. Mexiko	3 Doll.

Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift kostenlos. Sie erscheint jährlich etwa in 6 Heften im Umfange von je 3 Bogen. Die Hefte sind auch einzeln käuflich.

Bei Zahlungen von **Behörden** oder **Vereinigungen** ist zur Vermeidung von Mißverständnissen und kostspieligen Rückfragen die Angabe, für **welche** Empfänger der Zeitschrift die Beträge **gelten**, dringend erforderlich.

Die Zeitschrift wird in Deutschland durch die Post überwiesen. Außerhalb Deutschlands unter Kreuzband. Genaue Anschriftangaben unbedingt nötig!

Dringende Bitte: Unentwegt neue Freunde für die C.-G. werben!

Wer die gute Sache der C.-G. fördern und verhüten will, daß sie nach 30 Jahren fruchtbarer Arbeit in der Not dieser Zeit untergeht, der überweise uns über den Mindestbeitrag hinaus ein Notopfer. Die Kosten der Zeitschrift sind auf das Tausendfache gestiegen; der Mitgliedsbeitrag deckt diese bei weitem nicht. Wir kranken daher an einem gewaltigen Fehlbetrag. Post-scheckvordruck für Ihre Spende, die wir recht bald erbitten, anbei!

Preisänderungen vorbehalten.

INHALT (Fortsetzung)

Streiflichter	Seite 169
Rundschau	" 176
Bücherschau	" 180
Religionswissenschaften — Philosophie — Pädagogik — Geschichte — Sprach- und Literaturwissenschaft — Schöne Literatur — Jugendbücher	
Gesellschaftsnachrichten	" 207

Verlag von ALFRED UNGER, BERLIN C 2, Spandauer Straße 22

Geisteskultur und Volksbildung

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft

Schriftleitung:
Schulrat Dr. A. Buchenau
Berlin-Charlottenburg
Schloßstraße 46

Dr. Georg Heinz
Berlin O 34
Warschauer Straße 63



Verlag von
Alfred Unger, Berlin C2
Spandauer Straße 22

Jährlich 12 Hefte
Preis für den Jahrgang M. 500.-
freibleibend

Bezugspreise für das Ausland
auf der 2. Umschlagseite

31. Jahrgang

Siebentes bis zwölftes Heft

Juli/Dez. 1922

Aufruf!

Die Not aller geistigen Arbeit unter der Geldentwertung ist bekannt. Zahlreiche Kulturverbände sind aufgelöst, viele Zeitschriften sind eingegangen.

Die Comenius-Gesellschaft gründete sich von Anfang an ausschließlich auf der Hingabe seiner Freunde; ebenso haben Vorstand und Mitarbeiter nahezu ohne Entgelt nunmehr 31 Jahre hindurch ihrer selbstgestellten Aufgabe genügt.

Die Wirksamkeit der aufbauenden Arbeit der Comenius-Gesellschaft hat sich gerade in den letzten Jahren klarer als je erwiesen. Darum haben jetzt unsere Freunde die ernste und dringende Pflicht, das Weiterbestehen der Gesellschaft sicher zu stellen.

Die ins Ungeheure gehende Steigerung der Herstellungskosten bedroht die Gesellschaft.

Die Kosten sind auf das Tausendfache gestiegen. Die Versandkosten des vorliegenden Heftes betragen beinahe ebensoviel wie der gesamte Jahresbeitrag 1922. Unsere leibliche Nahrung ist heute um das Tausend- bis Zweitausendfache teurer geworden, die geistige Nahrung (Bücher und Zeitschriften) um das Tausendfache. Der Beitrag für unsere gemeinnützige Comenius-Gesellschaft betrug im Jahre 1914 12 Mark. Wie hoch müßte er dann jetzt sein? Was kostet heute sonst ein Buch von 200 Seiten mit dem wertvollen Inhalt unserer Zeitschrift?

Welche Ehrenpflicht hat also jedes Mitglied?

1. Den Mitgliedsbeitrag für das Jahr 1922 nachträglich angemessen zu erhöhen!
2. Neue Mitglieder für die Comenius-Gesellschaft und neue Bezieher für unsere Zeitschrift zu werben.
3. Freunde und Bekannte im Auslande zu veranlassen, Mitglieder der Comenius-Gesellschaft zu werden und die Beiträge in der Währung ihres Landes einzusenden.

Nur wenn an jedem Orte unsere tatkräftigen Freunde die Werbung in die Hand nehmen, ist der Fortbestand der Comenius-Gesellschaft gesichert.

**|| Gebt selbst — bald und reichlich!
Werbt bei Freunden und Gönnern! ||**

Postscheck-Konto:
Berlin Nr. 212 95

Zahlkarte anbei!

Der Vorstand der Comenius-Gesellschaft.

Glanz im Osten

Glanz im Osten, der du leuchtest,
 Der du alle Welt beglückst,
 Der du langverborgne Gründe
 In Erkenntnisgnade rückst,
 Daß das vorher Udenkbare,
 Unfaßbare faßbar wird.
 Und des Sehers sehend Auge
 Nicht mehr zweifelnd sucht und irrt;
 Du, o Ew'ger, du, Gewalt'ger,
 In mir sei auch Stern der Gnade,
 Hülle mich vollkommen ein,
 Kläre die verworrenen Pfade,
 Laß mich deine Harfe sein,
 Die da singt von deinem Drängen,
 Deiner Allmacht, deiner Kraft,
 Und in Auferstehungsklänge
 Dich erlöst aus langer Haft! —

Otto Riedrich.

Buddho und Nietzsche

Von Paul Wegwitz



Es ist für den einigermaßen klar Sehenden, für den, der nicht nur eine Kenntnis, sondern auch ein Gefühl dessen hat, was in unseren Tagen mit unserem Geiste geschieht, offenbar, daß wir einem neuen Humanismus entgegen gehen, schon mitten in ihm, und in einem doppelten Sinne, befangen sind.

Unser Bewußtsein hat sich ungeheuer erweitert. Man besinne sich, wie wenig noch Goethe vom Orient wußte, wie unzulänglich selbst Schopenhauers Wissen von dem ihm tief verwandten Indien war; man denke dann an eine Erscheinung wie Keyserlings Reisetagebuch eines Philosophen und an die Menge der Übersetzungen, durch die uns der Osten zugänglich geworden ist; man erinnere sich, daß erst seit kurzem eine ganz versunkene Welt in der „Atlantis“ des Frobenius wieder auftaucht. Der Horizont hat sich ins Ungemessene gedehnt, wir stehen auf höheren Bergen und Türmen, aber in gefährlich dünner Luft. Die Gefahr jeden Humanismus bedroht uns: Eklektizismus und Synkretismus und daß ein unbeschreiblich andringendes Wissen uns nicht zu eigenem Leben verhilft, sondern uns auflockert, uns nach allen Richtungen seitwärts und rückwärts blicken läßt, daß wir allem dahingegangenen und vorüberziehenden Gewölk nachschauen, uns in alles einfühlen und einverwandeln, allem verwandt zu sein glauben und uns selbst an alles Wandel-

bare verlieren. Alles verstehen aber heißt beinahe — nichts selber sein, und summum jus summa injuria — gegen uns selbst. Von den hohen Gipfeln der weiten Ausschau und dem blau verdämmernden, schönlockenden Horizonte gilt es immer wieder zurückzukehren in die Täler und Wohnungen und auf den festen Boden unser selbst. Nur wenn wir uns selbst festhalten, kann aus der Berührung mit aller Welt, aus genießerischer, lüsterner, unbefriedigter, sehnsüchtiger Friktion fruchtbarer Empfängnis und Schwangerschaft, aus dem Humanismus Renaissance, das ist Wiedergeburt, werden.

Sehr verführerisch strahlt uns heute das Licht aus dem Osten entgegen und verspricht unserem durch allerlei körperliche Leiden und seelische Ausschweifungen zerquälten und entstellten Abendlande Trost und Heilung; und einer gewissen Müdigkeit, die nach dem Glauben der Hoffenden nicht der Schatten des Untergangs, sondern die gelinde aufgeschlossene und empfängliche Schwäche des Rekonvaleszenten ist, kommt der indische Geist am weitesten entgegen, so daß man allen Ernstes fragen konnte, ob wir „reif“, das heißt doch wohl nach der Meinung der Fragenden, abendlich und mürbe genug seien für Indiens Ideen.

Wir wollen Europa und Indien an einem Punkte gegenüberstellen, an dem sie sich innig berühren, um sogleich sichtbar und weit auseinanderzugehen: in Buddho und Nietzsche.

Es scheint nichts tiefer Gegensätzliches zu geben als Nietzsche, den Verächter der „Prediger des Todes“, den Sänger des „Tanzliedes“ — „von Grund aus liebe ich nur das Leben“ —, des Ja- und Amen-Liedes, dessen inbrünstiger Refrain sich immer wiederholt: „Denn ich liebe dich, o Ewigkeit . . .!“ und den Buddho, der nur eins sieht und weiß: daß Leben und Leiden dasselbe sei und daß nur ein Ziel sei, vom Leiden loszukommen in dem Gedanken: das gehört mir nicht, das bin ich nicht, daran hänge ich mich nicht, ich hasse nichts, ich liebe nichts, denn ich durchschaue dies alles zu tief: „Was es an Kummer, Jammer und mannigfachen Leiden in der Welt gibt, das gibt es nur, weil man etwas lieb hat; wo man nichts lieb hat, da gibt es auch jenes nicht . . . Darum lasse sich, wer kummerlos und rein sein will, nirgends in der Welt etwas lieb sein.“

Aber ein gleiches Grundgefühl vom Leben und allem Dasein verbindet beide: es ist *W e r d e n*. Bei Nietzsche heißt es: „Was uns ebenso von Kant, wie von Plato und Leibniz trennt: wir glauben an das Werden allein . . . dies ist der große Umschwung.“ „Sähest du feiner, du würdest alles bewegt sehen . . . wir sind nicht fein genug, um den mutmaßlichen absoluten Fluß des Geschehens zu sehen: das Bleibende ist nur vermöge unserer groben Organe da . . . der Baum ist in jedem Augenblicke etwas neues: die Form wird von uns behauptet.“ „Die Bejahung des Vergehens und Vernichtens, das entscheidende in einer

dionysischen Philosophie, das Jasagen zu Gegensatz und Krieg, das Werden, mit radikaler Ablehnung auch selbst des Begriffs „sein“, — darin muß ich unter allen Umständen das mir verwandteste erkennen, das bisher gedacht worden ist . . .“ Und bei Buddho: „Zwei Dingen ist diese Welt allgemein ergeben: dem Sein und dem Nichtsein. Für den aber, der in der Welt das Entstehen, der Wahrheit gemäß, in rechter Weisheit, betrachtet, gibt es kein Nichtsein in der Welt, und für den, der in der Welt das Vergehen, der Wahrheit gemäß, in rechter Weisheit, betrachtet, gibt es kein Sein in der Welt. Diese Welt ist alles in allem nur eine Kette von Begehren, Ergreifen, Haften . . . Die Ansicht, daß alles sei, ist das eine Extrem, die Ansicht, das alles nicht sei, ist das andere Extrem . . .“

In der Konsequenz dieser Ansicht sind beide auch darin völlig einig, diese Welt für die einzige, die besteht, dieses Dasein als das einzige, das da ist, anzusehen und jede transzendente Welt entweder, wie Buddho, zu ignorieren und alles Fragen danach, alle metaphysische Spekulation und Sehnsucht als ablenkend und irreführend abzuweisen wie in dem großartigen Gleichnis von den Blättern des Sinsapabaumes, oder, wie Nietzsche, aufs äußerste und heftigste zu befehlen.

Wiederum begegnen sich beide in der Duldung, die einer absoluten Nichtachtung gleichkommt, und der heftigen Bekämpfung Gottes und der Götter. „Alles zieht sich zusammen auf einen Punkt . . .“ (Mombert, Aeon), auf den Menschen; auf ihn selbst ist alle Hoffnung gesetzt: daß er sich überwinde, um sich zu vollenden; ihm ist das Werk der Erlösung aufgeladen: daß er sich vollende, um sich zu überwinden. In beidem bedarf man der Götter nicht mehr. Sie werden in dem einen Falle tot gesagt, im anderen schauen sie zu, nehmen teil, freuen sich an den Taten, aber legen nicht Hand an zur Hilfe; sie können das gar nicht, denn sie gehören nicht einer andern Welt an, sondern dieser einen, sie haben keine Macht, sie sind denselben Gesetzen unterworfen wie der Mensch. Wenn auch beide, Buddho und Nietzsche, vernehmlich genug und immer wieder beteuern, daß nur das Werden bestünde und daß es ein Sein nicht gäbe, so sind doch beide im Grunde um so innigere und sehnsüchtigere Sucher des Seins, freilich eines Seins, das nicht irgendwie und irgendwo hinter der Welt des Werdens sich verberge, sondern das in ihm selbst enthalten und erreichbar sei; in einer Welt aber, die doch selber nur Werden ist: diese dem Denken paradox erscheinende Sehnsucht ist in Buddho wie Nietzsche gleich stark, gleich schmerzlich lebendig geworden und hat zu einer Lösung geführt, die, wie verschieden sie auch in der Form und im Wesen sei, mit der gleichen Inbrunst erlebt und als mit einer Überfülle des Glücks verbunden verkündigt wurde.

Des Buddho Erlebnis vom Leiden ist nicht, daß etwa mehr Leid in der Welt sei als Lust, oder dies, daß neben der Lust auch Leiden sei; sondern die ganze Welt und alles Erlebnis erscheint ihm wehvoll

durchsetzt und durchsäuert, und auch die seligsten Augenblicke entgehen dem einen Gesetze nicht, das das Urgesetz des Leidens ist: Vergänglichkeit. Sie gilt es zu verwinden, zu überwinden. Ihr ist von außen her nicht beizukommen, denn dies strenge Gesetz ist unverbrüchliches Gesetz der Welt, die eine Werdewelt ist. So wird der schwere Weg der Selbstüberwindung gefunden und gegangen, der zu einem Leben führt, das schon jetzt und hier völlig abgelöst erscheint, völlig aus dem Kreise des Werdens gerückt ist, für das Zeit kein Maß und kein Begriff mehr ist, das schlechthin nur noch ist: der Zustand der Seele, der mit dem Worte nibbānam wohl bezeichnet, im übrigen aber ebenso schwer mit Worten zu umschreiben ist, wie er durch Taten erlangt wird! Immer wieder drängten die Jünger den Meister, zu sagen, ob dieses nibbānam denn das Nichts sei oder das Sein. Der Buddho schweigt. Ein Sein ist es nicht — wir würden es mit den Farben unsers vergänglichen Daseins malen, das ja eben verlassen werden soll; ein Nichtsein ist es nicht — es gibt kein Nichtsein in der Welt, und es gibt keine Welt außer ihr. Schön und tief sagt Oldenberg: „Der buddhistische Glaube hält sich auf der Messerschneide . . . Das Verlangen des nach Ewigem trachtenden Herzens hat nicht Nichts, und doch hat das Denken kein Etwas, das es festzuhalten vermöchte. In weitere Fernen konnte der Gedanke des Unendlichen, Ewigen dem Glauben nicht entschwinden als hier, wo er, ein leiser Hauch, im Begriff, sich in das Nichts zu tauchen, dem Blick zu entfliehen droht.“ Mit einer ungeheuren Zähigkeit hat wohl der Buddho sein Denken an sich gehalten, damit ihm das nicht in das Transzendente entgleite. Wie mit zusammengebissenen Zähnen wehrt er sich dagegen, aus sich etwas herausfragen zu lassen, für das jedes Wort diese Gefahr des Abirrens in eine jenseitige Welt unweigerlich in sich barg. Vielleicht ist unserem europäischen Denken dieses Jenseits von Sein und Nichtsein überhaupt zu fassen versagt, diese schwebende Haltung. Unsere lieben deutschen Mystiker, diese wahren homines religiosi, jedenfalls vermochten sie nicht; ihnen rann Gott das Ewige und das Nichts in eins zusammen. Und Kants Ding an sich, dieser als reiner Grenzbegriff gemeinte Terminus, wie leicht war er umzubiegen in den des Nicht-für-mich, Nichts für mich, der ein ungeheurer Raum ward für alles, was nicht von dieser Welt war, wie gefügig gab er sich her zur Aufnahme für alles Transzendente, Jenseitige, Absolute. Das nibbānam aber, das steht fest, ist ein Heraustreten aus dem Kreis des Werdens ohne in ein Sein oder Nichtsein hinüber, hinab oder hinauf zu entgleiten. Unter Beiseitelassung aller Einzelheiten des kunstreichen, von beispielloser Seelenkenntnis zeugenden Gebäudes der buddhistischen Praxis erscheint dies als das Wesentliche zur Erreichung des Zieles nibbānam: es wird eine radikale Vernichtung aller Wertbetonung betrieben. Alles Leidvolle darf nicht mehr quälen und zerstören, denn es vergeht und berührt nicht das Unvergängliche in mir; alles Freundvolle reizt und beglückt nicht

mehr, denn es wird in kurzem nicht mehr sein; alles das „gehört mir nicht“, dringt nicht an mein wahres Wesen heran. Vor dem Gedanken der Vergänglichkeit, dessen erschütternde Wirkung die Legende von der Ausfahrt des Prinzen Siddhārtha schildert, läßt er nun alle Werte vergehen. Der bedrohliche Strom des Werdens, der erst alles anzunagen und zu unterspülen schien, wird nun zur großen Flut der Reinigung, auf der alles dahinschwimmt, was nicht wert ist, festgehalten zu werden, der man alles überläßt, bis auf eins: das wahre, unberührbare Selbst, das an nichts mehr hängt und haftet, nach nichts mehr drängt und dürstet und von nichts mehr bedrängt und berührt wird, das die Ruhe gefunden hat, die Dauer, das den „Löwenruf des Dauergedankens“ erschallen läßt, wie es wiederum die Legende sinnbildlich und tief sinnig bezeichnet. Dieses nibbānam ist so viel tiefer und so erhoben über den Gegensatz von Sein und Nichtsein, wie des Buddho Gefühl vom Leiden tiefer ist, als das des gewöhnlichen Leidens und erhoben über den Gegensatz von Leid und Lust, nämlich versenkt bis in die seligsten Augenblicke, in die, trotz des Dichterwortes, die Uhr hineinschlägt. Wie in den höchsten Momenten gesteigertsten Gefühles Schmerz und Lust kaum mehr zu trennen sind, Schmerz wollüstig genossen, Lust bis ins Schmerzhaftes vertieft erscheinen kann, so sind im Grunde beide nur die Pole des unendlichen Lebensstromes, Werdestromes, der uns durchrauscht, dessen Form und Gefäß, dessen Schöpfung und Instrument wir sind. Das nibbānam nun ist nicht das Wegschaffen des Minus, des Mangels, des Erbärmlichen, Wehen, das der Welt, dem Leben und dem Menschen anhaftet, nicht die Subtraktion einer negativen Größe, die einen positiven Wert ergibt; sondern es ist die ideelle Balance zwischen plus und minus, die Überwindung von Leid und Lust, die Beruhigung, Stillung, Glättung dieses selig-unseligen Stromes zur „Meeresstille des Gemütes“, zur abgründig tiefen glatten Spiegelfläche eines kristallinen Bergsees, der zwischen Erde und Erde, Himmel und Himmel liegt, ein Unsagbares zwischen Bild und Widerbild; die ganze Loslösung von einer Welt, deren Wesen schon nach uralten Weistümern Mischung von gut und böse, von licht und dunkel, von wohl und weh ist, wie ihre Entstehung Abfall vom Ureinen und Entzweiung war, einer Welt, die dem „Mischkrug“ gleicht, deren Innerstes Differenz ist: eine Loslösung von ihr geschieht hier nicht in eine jenseitige, sondern in eine indifferente Welt, die ihren Indifferenzpunkt, ihren „Kern“, „Menschen im Herzen“ hat, im Herzen des „beiderseit Erlösten“, der sich von Lust wie Leid gleicherweise befreite. Das ist eine Welt, die nicht mehr sie selbst und doch nicht Nichts ist, die ruhend, ewig ist, obgleich sie wandelbar und werdend bleibt, die ruht in der Empfindung dessen, der sie in sich aufgehoben hat, der sich über sie erhob, unter sich lassend das Reich der Dinge und Gestalten, die da werden und vergehen, hinaufragend ins Gestaltlose, Ungeformte, Ununterschiedene, für das uns die Namen

fehlen, für das auch Tao, apeiron, die „Mütter“ und „die Urständ“ nicht viel mehr als Namen — Worte sind.

Für diese Seelenhaltung ist zuletzt noch das Gefühl des „Wohlwollens“ bezeichnend. „Liebevollen Gemütes, erbarmenden Gemütes, freudevollen Gemütes, unbewegten Gemütes weilend strahlt er nach einer Richtung, dann nach einer zweiten, dann nach der dritten, dann nach der vierten, ebenso nach oben und nach unten: überall in allem sich wiederkennend durchstrahlt er die ganze Welt mit erbarmendem Gemüte, mit freudevolem Gemüte, mit unbewegtem Gemüte, mit weitem, tiefem, unbeschränktem, von Grimm und Groll geklärtem . . .“ Dieses Wohlwollen, das er allen Kreaturen, allen Dingen gleichmäßig entgegenbringt, ist ein seltsam kühles, parteiloses, ist tatsächlich wie der Blick eines Abscheidenden, dem Großes klein und Kleines groß, dem alles gleich fern wurde; man vergleiche diese unendlich zarte Haltung, die man nicht Zuneigung nennen darf, denn sie neigt sich keinem, sie blickt nur mit großem unberührtem Auge gelassen über alles hin, man vergleiche diese buddhistische „maitrê“ mit der christlichen agape (Kor. 13) oder dem griechischen eros, so wird man das Schwebende, Überirdische („doch nicht Außerirdische“, um mit Goethe sich zu verwalten —), das Seltsame verspüren, das von diesem Zustand ausströmt: mehr Helligkeit als Wärme. Nicht umsonst heißt der Buddho „der Erhabene“, „der vollkommen Erwachte“. Kann man sich ihn, der ein Alter von über achtzig Jahren erreichte, schöner vorstellen, als im Bilde eines weißhaarigen, nicht müden, sondern helläugigen sanften, wachen und weisen Greises? . . .

Im Gegensatz zu allem oben Gesagten ist das Sein, das Nietzsche ersehnt und verkündet, mit vollkommener Hingabe an das Werden verbunden. „Jener Kaiser“, so heißt es im „Willen zur Macht“, „hielt sich beständig die Vergänglichkeit aller Dinge vor, um sie nicht zu wichtig zu nehmen und zwischen ihnen ruhig zu bleiben. Mir scheint umgekehrt alles viel zu viel wert zu sein, als daß es so flüchtig sein dürfte: ich suche nach einer Ewigkeit für jegliches: dürfte man die kostbarsten Salben und Weine ins Meer gießen? — Mein Trost ist, daß alles, was war, ewig ist: — das Meer spült es wieder her.“ Dies ist der Gedanke, den Zarathustra dem Leben leise ins Ohr sagt (Das andere Tanzlied), den wir an dieser Stelle nicht hören, nur erraten: der Gedanke der ewigen Wiederkunft des Gleichen. Von allen Schwierigkeiten dieser Lehre, von der in den meisten Köpfen immer noch nur ein Gespenst und Zerrgebilde spukt, soll hier geschwiegen werden, auch davon, daß Nietzsche sie keineswegs als etwas fertiges hinterließ. Nur auf eins muß in diesem Zusammenhange hingewiesen werden, das Nietzsche in folgenden Worten in klassischer Kürze ausdrückt: „Daß alles wiederkehrt, ist die extremste Annäherung einer Welt des Werdens an die des Seins: Gipfel der Betrachtung.“ Und: „. . . höchste Formel der Bejahung . . .“, denn: „. . . wie müßtest

du dir selber und dem Leben gut werden, um nach nichts mehr zu verlangen, als nach dieser letzten ewigen Bestätigung und Besiegelung!“ Daß Nietzsche die Gerade des ewigen Werdens umbiegt zum Ring, zur ewigen Wiederkehr des Gleichen, dies ist vielleicht nicht einmal das Bedeutsame, vielleicht das Anfechtbare. Diesem Gedanken steht, auch rein als Gedanken manches im Wege. Aber das hebt ihn von Buddho weit ab und hinweg: er sieht nicht das einzelne Ding und Geschehnis nur, das allerdings flüchtig und ohne Ewigkeit ist, er sieht hinter ihm den ganzen Born der Ewigkeit, aus dem von neuem immer wieder neues emporquillt, der unerschöpflich ist im Hervorbringen wie im Hinnehmen, der sich selbst immer wieder speist und seiner Ewigkeit nicht satt wird. Darin ist Nietzsche Heraklit, in dessen Nähe ihm überhaupt „wärmer und wohler zumute wird, als irgendwo sonst“, den er zu seinen „Ahnen“ zählt, tief verwandt, daß er den „Weg hinauf und hinab“ sieht und als „ein und denselben“, wie es in einem der wenigen Fragmente des Dunklen von Ephesos heißt. Das Leid aber, das unlösbar mit diesem Auf und Ab verstrickt ist, ist kein Einwand gegen das Leben. Auch hier wird nicht gewogen und eine zweifelhafte und unvornehme Leid-Lust-Bilanz, etwa zugunsten der Lust, gezogen. Aber es wird die Einseitigkeit des Buddho vermieden, den Blick nur starr auf den „Weg hinab“ zu richten, wie sie bereits in der heiligen Formel „von den vier vornehmen Wahrheiten vom Leiden“ zum Ausdruck kommt: „Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, Nichterlangen der Wünsche ist Leiden . . .“ Was aber, o erhabener Buddho, ist leben, gesund sein, jung sein, mit Liebem vereint sein, Erlangen der Wünsche? Ist es nicht gerechter, so zu sprechen: „Gesetzt, wir sagen ja zu einem einzigen Augenblick, so haben wir damit nicht nur zu uns selbst, sondern zu allem Dasein ja gesagt. Denn es steht nichts für sich, weder in uns selbst, noch in den Dingen: und wenn nur ein einziges Mal unsere Seele wie eine Saite vor Glück gezittert und getönt hat, so waren alle Ewigkeiten nötig, um dies eine Geschehn zu bedingen — und alle Ewigkeit war in diesem einzigen Augenblick unseres Jasagens gutgeheißen, erlöst, gerechtfertigt und bejaht.“ (Wille zur Macht.) Und überdies und zuletzt wird hierbei nicht nach dem Leiden gefragt. „Frage ich denn nach Glück?“ Wieder, wie bei Buddho, liegt die Überwindung der Vergänglichkeit ganz allein im Menschen. Aber die höchste Form, das Werden zu überwinden, ist hier nicht ein Heraus-treten aus dem Kreislauf, sondern ein Hineinziehen des Werdens in den Menschen: er ist Verewiger. Er wirkt. Er bildet. Er gestaltet. Die Gestalt aber ist die Bannung des Werdens und der Wirbel, der sich über den Strom auftürmt. Das Werden treibt und verschlingt uns nicht sinnlos. Dem Werden entziehen wir uns nicht leidlos — freudlos. Es muß nach unseren Gesetzen Maß und Mitte, Dauer

und Vollendung empfangen. Und wenn wir auch wissen, daß alles Gestaltete wieder versinkt ins Gestaltlose, alles Geformte wieder zu Stoff wird, alles Lebendige wieder im Tod sich verlieren muß: das Schöpferische in der Welt ist ewig, das Schöpferische im Menschen wird aufgerufen als das Verewigende. (Hier lese man Momberts Aeon-Dramen!) „Ich frage nach meinem Werk!“ Selbst der Mensch soll des Menschen Werk werden. Der Übermensch ist immer wieder nur ein Schritt vorwärts, er ist das menschliche Werden selbst, — kein Ziel wie der „Vollendete“. Und er ist der strahlende Erleider aller Schmerzen dieser seiner immer vergehenden Welt, denn er ist auch der Schöpfer dieses Kosmos ewiger Wiederkünfte und in tausend Gestalten, Formen, Werken vergänglicher aber wiederkünftiger Ewigkeit . . .

Dies ist Europa gegen Asien . . .

Indes schließt diese Gegenüberstellung, die eine Selbstbesinnung bedeuten möchte, nicht die Erkenntnis von der tiefen Bezogenheit der indischen und europäischen Welt aufeinander aus, schließt auch vor allem dies nicht aus, daß sie aufeinander zu wirken bestimmt sind, nicht in dem Sinne, eine schwammige Synthese aus beiden zusammenzubrauen, sondern daß eins das andere erhellt, und vielleicht eins das andere bewußter macht oder korrigiert. Wer hiervon etwas erfahren will, der greife zu dem tiefsten und reifsten, was bei uns über den Buddho geschrieben ist, dabei in großer Schönheit der Darstellung, zu Leopold Zieglers Buch „Der ewige Buddho“ und versenke sich vor allem in die letzte der vier Unterweisungen, „Buddho der Ostwestliche“. Wenn er dann auf den letzten Seiten das Gespräch des Dionysos mit dem Buddho findet, so mag er sich vielleicht besinnen, wie dem Zusammentreffen dieser mythischen Gestalten genau die Begegnung zweier wirklicher Menschen unserer Zeit entspricht — ich weiß nicht und es ist mir nicht wesentlich, ob nur im Geiste oder in der Wirklichkeit —: Leopold Zieglers, der vom Westen, und Rabindranath Tagores, der vom Osten kommt, und die beide gleich tief den Westen wie den Osten durchschauten (cf. Sādhanā, Der Weg zur Vollendung, S. 172).

So heißt es denn zum Schlusse nicht mehr Europa gegen Asien, Asien gegen Europa, sondern beide in inniger Wirkung aufeinander: Die Welt ausatmen und sich ihrer entsagend völlig entledigen — die Welt einatmen und ihrer schaffend völlig inne werden:

„Im Atemholen sind zweierlei Gnaden,
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen.
Dieses bedrängt und jenes erfrischt:
So wunderbar ist das Leben gemischt.“

Goethe.

Das Problem der Persönlichkeit in Vergangenheit und Gegenwart

Von Ernst Vowinckel



Persönlichkeit ist ein Problem der philosophischen Forschung. Alle Philosophie hat die Aufgabe, in der „Welt“ Vernunft zu finden, d. h. die Erscheinungen aus ihrer verwirrenden und verworrenen Fülle in ein von einer Idee beherrschtes Gefüge von Ordnungen zu überführen. Alle Wissenschaften arbeiten an der Erkenntnis der Natur und des Menschenlebens: sie dienen alle mit ihren besonderen Kategorien oder Vernunftwerkzeugen dem letzten Ziel der Philosophie, wenn sie auch durchaus ihre eigenen Wege zu gehen scheinen. Der Logos sendet seine Strahlen in die Arbeit der Erkenntnis und gewinnt so der Wirklichkeit immer neue Gebiete der Wahrheit ab. Deutlich und sicher ist der Gang der Naturwissenschaften: lange Zeiträume hindurch hat die Philosophie bis zur Selbstaufopferung ihnen völlige logische Autonomie verliehen. Nur dort, wo an den Wendepunkten der Weltanschauung die rationale Forderung von den Tiefen der Seele aus mit Revolution bedroht wird, erscheint die Philosophie erneut auf dem Platz, um auch die alten und erprobten Grundsätze der Erkenntnis, vom Zentrum der Vernunft aus wiederum zu prüfen. In näherer Fühlung ist die Philosophie alle Zeit mit den Geisteswissenschaften geblieben, in nächster mit den Lebenswissenschaften. Hat es Perioden gegeben, in denen sie auf diesen Gebieten lediglich Methoden für die Forschungsarbeiten oder Vorschriften für die Lebensführung bot, so erlebte sie gewiß eine Wiedergeburt, sobald das große Fragen, das die Zeitwenden charakterisiert, wieder anhub. Zu dieser Ansicht von der verteilten Wirksamkeit der Philosophie steht es nicht im Widerspruch, daß die an den Naturwissenschaften orientierte Grundlegung der Erkenntnistheorie in den besten Zeiten des Neukantianismus vorgeherrscht hat: die durch den Zusammenbruch des Idealismus erschöpfte Philosophie mußte erst wieder Kräfte sammeln. Das ist ihr gerade durch die wissenschaftskritischen und logizistischen Bemühungen gelungen. Daher ist heute die kritische Philosophie stark genug, um auch bei der Deutung geisteswissenschaftlicher Probleme ihre erfolgreichen Methoden anzuwenden. Die personalistischen Strömungen der sogen. Lebensphilosophie werden die Philosophie des kritischen Idealismus nicht ablenken können, wohl aber werden sie bei guter Entwicklung in die Arbeitskanäle des Kritizismus hineingeleitet werden können. Und andererseits wird gerade wiederum der Kritizismus auch die von der Lebensphilosophie gegen das Weltbild der Naturwissenschaften geführten Angriffe durch die Vertiefung seiner so mühsam eroberten Einsichten in die Formen der Erkenntnis abschlagen können. Bei der augenblicklichen Auflockerung des rationalen Fundaments aller Welterkenntnis

hat die Philosophie die Synthese zu schaffen, welche die unveräußerliche und ewige Individualität des seelischen und schließlich alles „Lebens“ in das System der Vernunft als unendliche Aufgabe hinein-nimmt. Zu diesem Zweck wird die Philosophie auch die Werkzeuge benutzen, die ihr nicht unmittelbar eigen sind. Da zweifellos die Erforschung des Begriffs der „Persönlichkeit“ für jene Synthese der Weltbilder wesentlich ist, bedient sich die Philosophie nun der „Vorformen der Idee“ (Simmel), welche sie bei der Deutung des Lebens durch Dichter und Gestalter findet. Diesem Zwecke entsprechend sollen meine Ausführungen nach einer Untersuchung über den Begriff der Persönlichkeit die Maßstäbe sammeln und erklären, welche uns Friedrich Hebbel für eine Theorie der Persönlichkeit geschenkt hat.

Warum wir bei Hebbel gerade Rat suchen, um einen Eingang in unser Problem zu finden, soll hier nur vorläufig und in Kürze angegeben werden: die spätere Untersuchung wird sich aus sich selbst rechtfertigen. Friedrich Hebbel hat mitten in der philosophischen Wüste seiner Zeit in sich mit einsamer Größe die gesamte Fülle der Probleme um die Persönlichkeit herum verarbeitet und zu dichterischem Ausdruck gebracht; er ist für seine Zeit und ihre unmittelbare Entwicklung ohne Wirkung geblieben, da vom Naturalismus an die Auffassung der Persönlichkeit ganz eigene, aus immanenter Folgerichtigkeit sich entfaltende Wege ging; jetzt aber fallen Hebbels Lösungen mit dem Ergebnis der jüngsten Entwicklungsreihe zusammen.

An die Geschichte des Wortes „Persönlichkeit“, die die Geschichte des Begriffs bald flieht, bald berührt, sei kurz erinnert. Allgemein bekannt ist, daß *persona*, möge nun seine Etymologie sein, welche sie wolle, seine Bedeutung vom griechischen *πρόσωπον* oder *προσωπεῖον* erhalten hat, also Rolle oder Schauspielermaske bedeutete. Von den ursprünglich drei Personen der Szene stammen vielleicht die drei „Personen“, welche in der Grammatik verewigt sind; im juristischen Gebrauch des Wortes werden aus rechtsfähigen Menschen „Personen“; der soziologische Sinn enthält die Rolle eines Menschen in der Gesellschaft; im theologischen Gebrauch ist *persona* die Hypostase der *substantia*, des Wesens: das Sosein der drei Personen im Sein der Trinität; die Psychologie hat seit altersher im Gedächtnis oder im Selbstbewußtsein die Identität der verschiedenen Zustände des Ich gefunden und das Ich dann als Person, später als Persönlichkeit bezeichnet; unterstrichen wurde dann diese Bezeichnung von der Ethik, die in der „Persönlichkeit“ sittliche Einheit und Festigkeit suchte. Bei Kant liegt in dem Wort sowohl Freiheit wie Selbstzweck: „handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst“. Die dichterische Definition Goethes als „höchstes Glück der Erdenkinder“ wird oft zitiert. Für diese Übersicht über die Geschichte des Wortes verweise ich auf den Artikel

„Persönlichkeit“ in Mauthners „Wörterbuch der Philosophie“ und besonders auf die nachgelassene Untersuchung Trendelenburgs in den Kantstudien Band 13, Heft 1.

Die Geschichte des Begriffs der Persönlichkeit ist auf großen Strecken zugleich eine Historie der Sache, des Erlebnisses. Sie verläuft in vier Etappen, soviel ich sehe: ich nenne die Höhepunkte, nämlich die geistige Bewegung um 600 v. Chr., das Christentum, die Renaissance, den deutschen Humanismus.

Für die Entwicklung im Altertum ist Georg Mischs „Geschichte der Autobiographie“ eine ausgezeichnete Fundgrube. Die erste Entdeckung der Persönlichkeit geschieht in Jonien: der Einzelne wird durch Erschütterungen in den äußeren Verhältnissen in sich hineingedrängt, fängt an, sich in erweiterten Erfahrungen sammeln zu müssen. Das Ich ist nicht mehr Schauplatz von Ereignissen, sondern schöpferische Energie; zur Kraft der Selbstbehauptung tritt die Reflexion und der dämonische Glaube. In Hesiods sittlich-religiösem Bewußtsein hebt der Kampf um die objektive Ordnung an, die das Ich zur Erhaltung bedarf.

Daneben geht der Kampf um die individuelle seelische Existenz, die natürliche Selbstbehauptung diesseits von Gut und Böse: Archilochos, der Bastard von Paros, wird hierfür als typisch genannt. Aber die aufdämmernde Persönlichkeit sucht wieder Schutz im Gefüge des geglaubten Rechts, das ihm zugleich die Macht des eigenen Wesens verbürgen soll: so Solon in dem Gedicht „An sich selbst“. Sokrates rettet die Sittlichkeit des Einzelnen, die durch Brüche in der Gleichung zwischen Recht und Glück bedroht war, durch die Reflexion als die höchste sittliche Kraft. So wird das Individuum aus dem in Naivität und Konvention gebundenen Mitglied der Gesellschaft zum Baumeister der eigenen Existenz; aber dieses gewonnene Sein ist geringer als Idee oder Glaube, wenn es auch das persönliche Gut dialektisch-mechanisch aus dem Zweifel heraus erobert hat.

Wenn im Sophismus der Mensch zum Maß aller Dinge wird, so geraten sowohl die Dinge in Verfall wie auch der individuelle Mensch. Eine aus der Not der Individualität hervorgehende Festlegung in verschiedenen philosophischen Systemen offenbart deutlicher als bislang die Korrelation, das Durcheinanderbedingtsein, von Ich und Nicht-Ich. Die Platoniker geben der Seele Halt durch ihr ewiges Gegenbild, die Idee; die Kyniker retten durch die Verneinung der Welt die an sich leere Persönlichkeit; die Epikuräer schaffen der Individualität eine Daseinsmöglichkeit durch die Ausgleichung von Ich und Nicht-Ich im harmonischen Genuß; bei den Stoikern liegt eine begriffliche Zerspaltung der Rätsel des Lebens durch die Erkenntnis im Grunde: das Positive ist die Teilnahme an der Weltvernunft, innerhalb derer die Unerschütterlichkeit des Weisen zur Individualität zurückführt. In der weniger heroischen

Form des Stoizismus herrscht ein Pessimismus, der in Skepsis und Güte alle Rätsel beschwichtigt.

Der alttestamentliche Prophetismus, welcher mit der ersten griechischen Bewegung zur Individualität sowie auch mit dem chinesischen Erwachen bei Konfuzius und Laotse ungefähr gleichzeitig einsetzt, befreit die Seele von dem Mechanismus des religiösen Gesetzes und stellt sie unmittelbar vor Gott. Aber nicht werden Individuen sich ihres Einzelwesens bewußt, sondern derselbe religiöse Gehalt erfüllt die Seelen und erlöst sie aus der Angst des Lebens in der Furcht Gottes. So wird das die Persönlichkeit zerstörende Widerspiel zwischen Gerechtigkeit und Glück im Glauben aufgehoben: nicht in unmittelbarer Erfahrung, sondern in der repräsentativen Glaubensidee.

Im ganzen Altertum erscheinen so die dämmernden Umriss des eigentlichen Problems der Persönlichkeit. Formuliert man dieses als die Sinnggebung für die individuelle Seelenstruktur als solche, auch als ihre Verselbständigung gegenüber sozialen, sittlichen und religiösen Geboten, so wird deutlich, daß die Aufgabe hier und da geschaut wird, daß aber die zu ihrer Erfüllung nötige Kraft noch weit entfernt ist.

Im Evangelium Jesu wird die Stimmung des Prophetismus zur Gotteskindschaft vertieft: die Angst des Lebens wird unmittelbar, nicht in der affektiven Glaubensvorstellung des ferneren Gottes aufgelöst. Die Welt als Nicht-Ich verschwindet: das Reich Gottes ist das Beziehungsgefüge, in dem gelebt wird. Die Persönlichkeit wird gleichförmig mit diesem Gehalt gefüllt. Individualitäten gibt es eigentlich nicht: das Einzelne im Einzelnen wird verachtet und gehört zu dem zu Überwindenden, wenn auch, fast wie ungewollt, die lieblichen Beziehungen von Mensch zu Mensch wenigstens gleichnisweise erhalten und geheiligt werden. Bei Paulus ist die Persönlichkeit Subjekt und Objekt; das Subjekt schafft der Glaube, das Objekt die Rechtsprechung auf Grund des zwischen Himmel und Erde für die Menschheit gewonnenen innergöttlichen Prozesses. Aber die Individualität ist endgültig beseitigt: höchstens in dem Rechtsstand des Erlösten blühen individuelle Tugenden hinterdrein auf.

Augustin ist die große Synthese der gesamten Antike: in ihm laufen alle damals noch lebendigen Ströme zusammen. Bei ihm ist alles psychologisch Individuelle heidnisches Erbe. Seine Selbstanalyse, die an sich eine unerhörte Leistung bedeutet, endigt immer wieder in der Entleerung von sich selbst. Dann tritt Gott an die Stelle des Willens, des Gedächtnisses, des *hoc ego ipse*. Der Vorgang ist völlig typisch: in der Zu- und Abbewegung in bezug auf die ewig gleich gerade Linie der Gottheit ruht das Herz jedesmal bei der Annäherung und wird bewegt, beirrt, differenziert, sündhaft bei der Entfernung. Augustin ist der große Psychologe der Persönlichkeit, solange er nicht Theologe ist.

Für die Charakteristik der Renaissance ist, was unser Problem betrifft, Jakob Burckhardt der maßgebende Darsteller. „Mit Ausgang des 13. Jahrhunderts beginnt Italien von Persönlichkeiten zu wimmeln; der Bann, welcher auf dem Individualismus gelegen, ist hier völlig gebrochen.“ Diese Worte klingen nicht ganz unironisch: so wenig dem mittelalterlichen Menschen die Persönlichkeit in einer bestimmten Ausprägung abzusprechen ist, so gewiß droht auch dem Renaissancemenschen das Konventionelle. Der *l'uomo universale* ist vollendet in Leonardo da Vinci: aber vielseitige Bildung, Regsamkeit, Mitleben mit Natur und Menschen erscheint vielen als erreichbares Ziel: die Vielheit ist auch hier der selbstverständliche Feind der Individualität. — Burckhardt zitiert eine Stelle aus Pico della Mirandola, die eine weit vorgeschrittene Auffassung von dem Wert der unmittelbaren, empirischen und als solcher entwicklungsfähigen Individualität enthüllt: „Mitten in die Welt, spricht der Schöpfer zu Adam, habe ich dich gestellt, damit du um so leichter um dich schauest, und sehest alles, was darinnen ist. Ich schuf dich als ein Wesen, weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich allein, damit du dein eigener freier Bildner und Überwinder seiest; du kannst zum Tiere entarten und zum gottähnlichen Wesen dich wiedergebären. Die Tiere bringen aus dem Mutterleibe mit, was sie haben sollen; die höheren Geister sind von Anfang an, was sie in Ewigkeit bleiben werden. Du allein hast eine Entwicklung, ein Wachsen nach freiem Willen, du hast Keime eines allartigen Lebens in dir.“

Die Freiheit des Christenmenschen, wie Luther sie sieht und froh predigt, ist keine Entfesselung individueller Eigenschaften, sondern eine Erlösung durch den mit Gott vereinigenden Glauben. Aber allerdings: die Reformation hat keinen Vertreter, bei dem dann doch so wie bei Luther das Lebensrecht des Einzelnen zu einem nachträglichen Aufblühen kommt. Das kalvinistische Gottesreich bindet seine Glieder so eng, daß sie aufhören müssen, Individualitäten zu sein, wenn sie Persönlichkeiten dieses Reiches sein wollen.

Im deutschen Humanismus und Idealismus entfaltet sich nach der monotonen Entleerung des Menschen durch die Aufklärung der Gedanke der Persönlichkeit von neuem: er entfaltet sich in zwei bedeutenden Formen, die sich an die Namen Kant und Goethe endgültig angeschlossen haben. — Für Kant gilt das Reich der Zwecke, in dem die Persönlichkeit ihre moralische Rolle zu spielen hat; für Goethe gilt die Individualität, die geprägte Form, die lebend sich entwickeln soll. Für Kant ist die Idee des moralischen Gesetzes die Idee der Persönlichkeit schlechthin. Der subjektive Grund der Annahme des Gesetzes als Triebfeder ist gleich einer Anlage des Charakters zur Persönlichkeit: nur hier taucht die Individualität auf. Persönlichkeit ist Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der Natur. In der Einheit des Charakters besteht die Vollkommenheit: die menschliche Vernunft ist die allgemeine Vernunft,

welche einen gleichen Bauplan für alle individuellen Strukturen besitzt und nach ihm die Persönlichkeiten sozusagen von oben her aufbaut. Diese Auffassung hat sich bis zur Gegenwart fast allein sowohl wissenschaftlich wie populär durchgesetzt. Eine Erschütterung erfuhr sie in eigenartiger Weise durch Schopenhauer, eine durchgreifende Widerlegung und zugleich einen grundlegenden Neubau durch Hebbel, bis sie dann von Nietzsche an einen Angriff nach dem andern erlebte. — Für Goethe ist Charakter im Großen und Kleinen, daß der Mensch demjenigen eine stäte Folge gibt, dessen er sich fähig fühlt. Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten bist, sollst du dich vollenden.

„Volk und Knecht und Überwinder,
 Sie gestehn zu jeder Zeit:
 Höchstes Glück der Erdenkinder
 Sei nur die Persönlichkeit.
 Jedes Leben sei zu führen,
 Wenn man sich nicht selbst vermißt;
 Alles könne man verlieren,
 Wenn man bleibe, was man ist.“

Der Optimismus Goethes ist der Glaube des Genius an sich selbst: weder das Erlebnis noch der Begriff werden die Gradlinigkeit der Entwicklung jeglicher Individualität zusprechen. Das Problem beginnt erst mit der unveräußerlichen Formel „Werde, was du bist“, während die Kantische Wendung „Werde, was du sein sollst“ Raum genug läßt, aber auch Leere und Zweifel genug.

Im neunzehnten Jahrhundert predigt der Prophet der Persönlichkeit Hebbel eine Predigt in der Wüste. Sein Tiefsinn, seine starke und unerbittliche Entschlossenheit lassen ihn das Wesen der Persönlichkeit neu erleben; seine dichterische Kraft gibt ihm die Möglichkeit, dem Erlebnis unsterblichen Ausdruck zu verleihen. Aber seine Zeit begriff wenig von ihm; unsere letzte Gegenwart ist erst seine Zeit. Warum dem so ist, das möge ein Aufriß des Persönlichkeitsproblems unserer „Gegenwart“ dartun.

Wir rechnen zu dieser Gegenwart die Zeit etwa von 1880—1921. Weshalb in ganz besonderem Sinn von einer Krisis des Persönlichkeitsgedankens für die angegebenen Jahre zu sprechen ist, zeigen folgende Momente: 1. die kulturelle und soziale Entwicklung hat die Persönlichkeit bis in ihre Wurzeln bedroht, bedroht wie niemals früher; 2. das naturwissenschaftliche Weltbild, dessen Untergründe und Grenzen sich erst allmählich enthüllten, bot anfangs überhaupt keinen Raum mehr für die Idee der Persönlichkeit; 3. die Stellung der Philosophie war durchweg für diese Idee negativ oder doch wenigstens indifferent: erst in den geistigen Strömungen der letzten Jahre wird das Problem bei Simmel, Keyserling, Jaspers, Spranger u. a. erneut lebendig; 4. entscheidenden Ausdruck findet das Schicksal der modernen Persönlichkeit in den

literarischen Bewegungen, im Naturalismus, Impressionismus, Symbolismus und Expressionismus. Und der Leitfaden für die Entfaltung ist kein anderer als der Weg Nietzsches durch seine eigenen Perioden und durch seine Nachwelt hindurch. Die ersteren sind oft dargestellt worden; sie mögen hier der Übersicht wegen kurz noch einmal umrissen werden. Ihre scharfe Trennung mag biographisch bedenklich sein: für die Wertung Nietzsches ist sie zum mindesten heuristisch brauchbar, wahrscheinlich auch geschichtlich korrekt.

Die erste Periode zeigt den Künstler als den einzig wahren Menschen, als die letzte Rettung der Persönlichkeit im tragischen Wirken des Weltwillens. Das dunkle Leben gebiert den hellen Geist, der sich von der Philistermoral, von der Historie und der Schule aller Art befreit. — In der zweiten Periode mißtraut der helle Geist der Kunst, wird Moralist wie Sokrates, erkennt die Fundamente des physischen Ursprungs, wird zivilisatorisch und undeutsch, wird demokratisch. — Der Übermensch der dritten Periode läßt den hellen Geist hinter sich zurück: er wertet alle Werte um, verachtet das demokratische Reich und erfüllt sich mit dem Willen zur Macht, zur Kraft des Führers in unbekannte Lande. So wird die Individualität des Starken erlöst: in der ewigen Wiederkehr findet er sein drittes Reich. Das Dionysische ist der unendliche Ursprung der Individualität und ihrer Höherzüchtung bis zur letzten Leib-Geistigkeit. Dies ist die höchste Form der Individualität: „Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturm von Freiheitsgefühl, von Unbedingtheit, von Macht, von Göttlichkeit.“ (Ecce Homo.)

Nietzsche erlebte seine erste Popularität als Naturalist: der Naturalismus bejaht seine zweite Periode, die des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ und der „Morgenröte“. Daneben und späterhin wurde „die Geburt der Tragödie“ im Symbolismus wirksam. Der Impressionismus und die Dekadenz zeigen eine Abkehr von Nietzsche, ein Zurücksinken seines Einflusses, bis nun in der unmittelbaren Gegenwart seine Übermensch-Periode in der letzten Phase des Expressionismus, die als die individualistische der pazifistischen und schwärmerischen folgte, neu aufersteht. Will man für heute, wie früher von Neukantianismus, von Neu-Nietzscheanismus reden, so steht dem für eine Aufreihung von begrifflichen Synthesen nichts im Wege.

Ist es angängig, in der Entwicklung des Naturalismus drei Stationen zu unterscheiden, in denen für die naturalistische Deutung der Welt durch das Ich nacheinander das Gefühl, der Verstand und die Anschauung funktionell im Vordergrund stehn, so flüchtet sich jeweilig die in der dargestellten Welt fast ausgeschaltete Persönlichkeit in das Gefühl des Darstellers, in seinen teils aufbauenden, teils zersetzenden Verstand oder in die widerspiegelnde Kunst der Anschauung. Ein Darsteller der ersten Art ist Gerhart Hauptmann; der zweiten gehören Dehmel und Thomas Mann; die dritte findet in Liliencron und Klara Viebig Erfüllung.

Einzelanalysen dieser Lebensdeuter, Beschreibungen ihrer verschiedenen Formen der Auseinandersetzung zwischen Ich und Nicht-Ich würden sehr reizvoll sein. Für uns genügt es, darauf hinzuweisen, wie alle Naturalisten, indem sie das Ich ins Milieu auflösen, zugleich das Milieu verachten und jenseits seiner irgendwo ein drittes Reich suchen, in dem die Persönlichkeit neue Existenz gewinnen kann. Wie schon Ibsens Charaktere immer auf dem Weg zur idealen Forderung sind, ohne jemals anzukommen, wie für sie alle das Moralgesetz erledigt ist, wie sie dem dritten Reich zuspringen, nur um vor der Erreichung des Ufers zu stürzen, so sind etwa auch die Scholz in Hauptmanns Friedensfest der Gesellschaft und ihrer Moral feindlich, während die Buchners durch die starken Triebe naiver Liebedürftigkeit vor Verfall geschützt werden, so haben alle die versetzten und verschränkten Seelenstrukturen bei Thomas Mann das Bewußtsein einer echten, geraden Grundanlage in ihrer Tiefe, der sie vergeblich in einer Außenwelt böser Art Verwirklichung zu verleihen suchen, so trachtet Dehmel in krampfhaften Paradoxien nach einer Erlösung der Persönlichkeit just durch die Mächte, die ihr den Untergang bringen.

Eine nahezu völlige Auflösung erlebt der Persönlichkeitsgedanke im Impressionismus. Daß die Dichter dieser Richtung letzten Endes immer um das Problem des selbständigen Ichlebens kreisen, beweist die Kraft dessen, was sie als dem Tode verfallen deuten wollen. Alle Zersetzung setzt die Ganzheit voraus: die auseinanderfallenden Teile wären sinnlos, wenn sie nicht ursprünglich als Teile eines Ganzen gedacht wären. Und so kommt es auch, daß immer wieder den sterbenden Persönlichkeiten lebende als Gegensatz und Folie dienen müssen. Man nehme nur aus Wassermanns „Goldenem Spiegel“ die Novelle „Nimführ und Willenius“. Willenius macht die Natur nicht zum Erlebnis; er will sie in Atomen treffen; selbst keine Individualität kann er nichts Totales bilden; er will das Tote lebendig machen und ist nichts als sein Anatom. Nimführ ist Persönlichkeit: ohne Gesetz ist er wie eine Geburt aus dem Haupte des Gottes zum Eigenwesen geworden. Genau so ist sein Werk: Leben und Symbol in Eins, Totalität. Während Willenius ein Sklave der Nachahmungsimperative des Künstlers ist, vergißt Nimführ sich selbst in der Sicherheit seiner Persönlichkeit. — Mit bedeutender Wirkung sind von Wassermann die Romanhelden Daniel Nothafft (im „Gänsemännchen“) und Christian Wahnschaffe in ihrem Selbstzerstörungsdrang dargestellt worden.

Im Symbolismus sammeln sich die Elemente des Ich vorsichtig wieder: zunächst flüchten sie in die Gegenbilder der Subjektivität, die Symbole, um dann, gewissermaßen durch den Anblick ihrer „Welt“ gekräftigt, selbständig in sie hinauszutreten. So gelingt es R. M. Rilke, eine naturgeborene Frömmigkeit zu einem persönlichen Zustand zu verfestigen, der ein Gefüge, wenigstens symbolischer Art, bedeutet. Mombert

schafft sich eine eigene „kosmische“ Umgebung als Nicht-Ich und „Welt“: unter dem Namen Gottes läßt er ein Gegenwesen sich gegenüber treten, an dessen Entwicklung er das eigene Wesen aufbaut; aber er selbst bleibt allein übrig, der Einsame.

Die frühen Formen des Expressionismus kennen keine Persönlichkeiten, sie lassen nur Typen auftreten: am liebsten huldigten sie dem einen gleichen kommunistischen Typus „Mensch“. Alles Psychologische ist verpönt; die Individualität ist ein reaktionärer Anspruch, Einzelgeistigkeit eine Abart des Kapitalismus. So fährt eine heftige Hand über die widerstrebenden Seelen hin und glättet sie. In Hasenclevers „Antigone“ z. B. ringt sich eine grobe Ekstase aus dem „Gesetz“ der Stände und Völker los; sein dionysischer Stil ist charakterisiert durch die Unvermitteltheit der vulkanischen Ausbrüche und der seelischen Wandlungen. Antigone ist die fanatische Pazifistin, die die kriegerische Tradition durch unendliche Duldung besiegt; sie hat nur einen Ton auf ihrer Leier; ihr persönlicher Gehalt ist gering; sie spielt eine Rolle, eine persona. Die Bekehrungen der Ismene, des Haimon, des Kreon selbst erfolgen unerklärt, wie mit „kosmischer“ Notwendigkeit. Dieser Expressionismus stammelt, er spricht nicht, geschweige denn, daß er bilde: er baut nicht, ergründet nicht, gründet nichts, schleudert nur heraus, was an persönlichen Resten noch in ihm ist. Namenlose Typen treten auf und werden miteinander verrechnet: Begriff und Theorie vertreiben die Poesie. — Aber die Intellektualität rächt sich: sie trachtet unaufhaltsam nach Individualität zurück, so wie die kommunistische Sittlichkeit wieder im „Du“ das „Ich“ schafft. Werfel ist bezeichnend für diesen Rückschlag. Bei ihm gibt es mitten in der Gleichmacherei unter den Erlebnissen einen eigenen Ton ihrer aller; der Katarakt der Empfindungen sammelt sich in einem tieferen Becken der Individualität. In dem gigantischen Ringen um das Ich des dritten Reichs will der Einzelne nicht mehr ein Spiegel sein für die Dinge, sondern ein Fenster zur Welt, zu dem „Du“ da draußen, ein Fenster, in dem das Licht der Persönlichkeit steht.

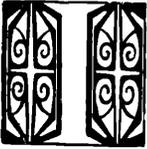
Und nun stehen wir wieder in der Hauptposition Nietzsches, im Neuindividualismus, den man als die letzte Phase des Expressionismus ansprechen kann, gilt die empirische, unmittelbare Individualität als erster und letzter Wert. Die Rationalisierung des Individuellen wird gewaltsam fast in Angriff genommen. In Hermann Hesses „Demian“ wird die Geschichte einer Jugend erzählt: der Autor hält jetzt — in dieser seiner eigenen dritten Periode — mit nichts mehr zurück. Der „Demian“ ist ein spätes Gegenstück zu „Peter Kamenzind“: in diesem suchte sich eine Persönlichkeit aus den uralten Tugenden der Einfachheit, Aufrichtigkeit und Liebe zu bilden: ohne moralisches Gesetz, nur aus der Gesundheit der Triebe; schließlich wurde doch eine Art Flucht daraus: das Problematische wurde wohl äußerlich beseitigt, aber nicht

innerlich überwunden. Im „Demian“ wandelt Hesse eng auf Nietzsches Spuren. Die einzige Aufgabe des Menschen besteht darin, den in ihm getanen Wurf der Natur zu erfüllen und zu verwirklichen, das Experiment der Natur zu Ende zu führen. Dem allein dienen Bewußtsein und Erkenntnis, die dazu nötig sind: in der Selbsterkenntnis verrät sich das Leben, offenbart sich seine geheime Absicht. Die Geschichte besteht aus Übermensch-Experimenten. Abgeteilte Gebiete, die man moralisch nennen könnte, gibt es nicht; zum „Leben“ gehört alles, was es heranschwemmt. Hesse gebraucht den Kunstgriff, den einen Propheten Nietzsche in zwei Lehrer zu zerspalten: Demian, der wunderbare, geheimnisvolle Vollmensch stellt die gelassene, klar gesammelte Persönlichkeit dar, den hellen Geist Zarathustra, während der entgleiste Theologe Pistorius mit seiner seltsamen Gottheit Abraxas, die eine Vereinigung von Jehova; und Luzifer sein soll, den Verneiner aller Tradition, den grellen Jasager zu allen Forderungen des Lebens malt. Das Ideal der Persönlichkeit ist deutlich gezeichnet: alle individuellen Züge mit ihren Aufgaben in der Welt sollen voll ausgearbeitet werden; die zweite Schicht, in der Persönlichkeiten Kantischer Art wachsen, wird ausgeschaltet. Problematisch bleibt, wie das Gegenbild der Subjektivität beschaffen sein soll, wie die umgebende Welt des dritten Reichs aussehen wird, und wie die Übermenschen mit- oder wenigstens untereinander zu leben vermögen. — Ähnliche Ziele wie Hesse sieht auch Bonsels: in seinen „Menschenwegen“ gebraucht er bezeichnenderweise den Kunstgriff, einen sehr gebildeten, reizsamen, resignierten Menschen in die Lagen eines Vagabunden zu bringen, um so in ihm als dem empfindlichen Spiegel alle verzerrten Bilder der konventionellen Gesellschaft auftauchen zu lassen. Eine ähnliche Rückkehr zum raffiniert Primitiven findet sich auch in „Anjekind“, wo ein Mädchen nach Kaspar Hauser-Art fast ohne Berührung mit der menschlichen Gattung aufwächst: so entsteht eine nicht gleichgültige Studie zur reinen Individualität des ersten Reichs.

Die Umriss unseres Problems werden nun sichtbar geworden sein. Es soll nicht behauptet werden, daß die ungestümen Fragestellungen der Gegenwart vor den großen Bildungen vergangener Jahrtausende den heuristischen Vorrang hätten. Aber wenn die Philosophie den heißen Atem der augenblicklichen Not empfindet, wird sie sich daran machen müssen, alle Formen der Persönlichkeit kritisch zu prüfen, vor keiner willkürlich Halt zu machen und vor allem keine Mittel ungebraucht zurückzuweisen, die ihr angeboten werden. Unzweifelhaft steht sie — das sei hier wiederholt — vor einer Aufgabe, die so noch niemals gestellt worden ist: vor der Erhebung des Individuellen in die Vernunft, vor der geistigen Menschwerdung des Menschlichsten.

Bauhütten und Baulogen

Von Carl Fr. Pistorius



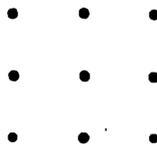
In alter Vorzeit, als Künste und Wissenschaften noch nicht Gemeingut der Völker und jedem noch nicht zugänglich waren, wurde nur in den Priesterschulen der Mysterien einer kleinen Zahl von Menschen Unterricht nicht nur in den abstrakten Wissenschaften und Künsten, sondern auch in den für das Leben der Völker notwendigen Kenntnissen erteilt. Der Priester war damals nicht nur der Arzt der Seele, sondern heilte auch die Krankheiten des Körpers, er suchte der Natur ihre geheimen Kräfte abzugewinnen, in den Lauf der Gestirne System zu bringen u. a. m. Auch die Kunst, nach einem festgesetzten Plan Baudenkmäler und Tempel auszuführen und die Pläne dazu selbst zu entwerfen, gehörte mit zu den Lehrgegenständen der Priesterschulen, ebenso die Vorkenntnisse dazu: Algebra, Geometrie, Mathematik usw.

Vor Jahrtausenden schon gehörte die Baukunst mit zu den geheimen Wissenschaften, die zu den alten Mysterien in engem Verhältnis standen. Der von der Sage umwobene Numa Pompilius, der zweite König des alten Rom, soll 715 v. Chr. die Priester-Mysterien in die altägyptischen Kollegien der Bauleute eingeführt haben, so daß die Zöglinge der Bau-schulen auch in den Mysterien unterrichtet wurden. Er stellte dadurch die Baukunst auf gleiche Stufe mit den vornehmsten Ständen, dem Priester- und dem Kriegerstand. Im alten Rom, wo bei der schnellen Entwicklung des Staates geschickte Bauleute sehr gesucht und begehrt waren, bildeten die Baugenossenschaften oder, wie sie sich nannten, die „Kollegien der Bauleute“, hochangesehene Körperschaften mit besonderen Vorrechten. Nur die besseren und hervorragenderen Bauleute wurden in diese Kollegien aufgenommen, die meisten Handwerker standen außerhalb derselben und waren nur untergeordnetere Ausführende. Und nicht nur eigentliche Bauleute und Architekten allein waren Mitglieder dieser Kollegien, sondern auch Angehörige der Baukunst im weiteren Sinne, z. B. des Schiff- und Wasserbaufaches. Die römischen Baukorporationen besaßen ihre eigene Gerichtsbarkeit und sonstige Privilegien, haben anscheinend auch ihre besonderen religiösen Gebräuche gehabt. Sie waren ferner von allen Abgaben befreit, hatten das alleinige Vorrecht, Tempel und öffentliche Denkmäler zu errichten, ihre Versammlungshäuser waren der Polizei unzugänglich u. a. m. Die Kollegien der verschiedenen Orte standen untereinander in Verbindung und bildeten eine gemeinsame Organisation, die anscheinend der der dionysischen Baumeister und Priester, die schon lange vorher, z. B. in Syrien, Ägypten, Persien zu finden waren, nachgebildet war. Das Verhältnis dieser Genossenschaft zum Staat und zur Priesterschaft war durch besondere Gesetze geregelt. Alle Künste

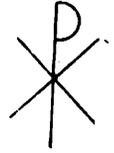
und Handwerke des Bauwesens unterstanden diesen Körperschaften, in die auch Mitglieder aufgenommen sein sollen, die zum eigentlichen Bauwesen nicht gehörten. Nach der Überlieferung sollen z. B. verfolgte Juden und Christen bei ihnen Asyl gefunden und im geheimen ihre Gottesdienste abgehalten haben.

Schon lange vor Rom mögen ähnliche Verbände bei den alten Babyloniern, Ägyptern, Phöniziern, Israeliten usw. bestanden haben. So spricht z. B. die jüdische Überlieferung im Talmud von den „Bonim“, d. i. „Bauleuten“, die, gleich den Essäern, ein religiös gerichteter Geheimbund gewesen sein sollen, vielleicht entstanden bei den großen jüdischen Tempelbauten; und ferner wissen wir aus der Bibel, daß die Phönizier in der Baukunst besonders bewandert gewesen sein müssen, denn ihr König Hiram von Tyrus, ein Freund Davids und Salomos, hat letzterem große Hilfe geleistet beim Bau seines gewaltigen Prachttempels, indem er ihm außer bestem Holz auch eine Menge Handwerker, geschickte Künstler und geniale Baumeister dazu sandte. Einige derselben sind uns auch namentlich bekannt geworden, so der große Baukünstler Hiram Abif, der „Sohn der Witwe“, oder, wie es 1. Kön. 7, 13—15 heißt: „einer Witwe Sohn aus dem Stamm Naphthali“, ferner Adon Hiram oder Adoniram, der Sohn Abdas, ein Baumeister und Hauptrechnungsführer. Der Name Hiram bildet noch heute den Mittelpunkt eines bei den Freien Maurern in hohem Ansehen stehenden, uralten, tiefsinnigen Gebrauchtums. — Auch die Lehren der Pythagoräer mögen in den römischen Baukorporationen verbreitet gewesen sein, weil sie sich viel mit der Meß- und Rechenkunst beschäftigten, die die Bauleute ja besonders pflegten. Auch ist wohl anzunehmen, daß aus sonstigen Geheimbünden der Alten manches in die römischen Baukorporationen gelangt sein mag.

Die Mitglieder versammelten sich auf ihren Baustätten in den Bauhütten, um über die Pläne und Arbeiten zu beraten. Diese Zusammenkünfte erfolgten unter Beobachtung gewisser Formen und Zeremonien nach altem Gebrauchtum. Manche von diesen Bauleuten und Künstlern müssen schon früh Anhänger des Christentums gewesen sein, denn in den Katakomben, in denen während der Verfolgungen viele Christen Unterkunft suchten und ihre geheimen Gottesdienste abhielten, hat man herrliche Kunstgebilde gefunden, die z. T. noch heut erhalten sind. In der Katakombe St. Agnese an der Via Nomentana bei Rom und andern Begräbnisstätten jener Zeit finden sich an den Grabkammern oft mathematische Zeichen, ebenso wiederholt dreimaldrei Punkte in nachstehender Anordnung:



zuweilen auch mit dem bekannten Monogramm Christi durchzogen. Auch die sogenannte „Arche Noah“ , ein Rechteck mit einer menschlichen Gestalt darin, kommt öfter vor. Sollten diese Zeichen von römischen Baukünstlern stammen, die als Christen hier ihre Kunst in den Dienst ihrer verfolgten Religionsgemeinschaft gestellt haben?



Zur Kaiserzeit wurden die römischen Baukollegien sehr selbständig und mächtig, die ersten Kaiser schränkten die Gerechsamkeit auch ein, gaben sie später jedoch wieder zurück. Spätere Kaiser hatten Bau-korporationen sogar bei den Armeen und in den eroberten Provinzen, und so kamen die römischen Bauleute mit ihrer Kunst, ihrer Organisation und ihrem geheimen Gebrauchtum auch in ferne Länder: u. a. nach England, Spanien, Frankreich, Deutschland und waren hier Vermittler römischer Kultur, vielleicht auch Verbreiter des Christentums. — Das alte Deutschland war damals noch mit Urwäldern bedeckt, Straßen, Steinbauten und Steinbrücken waren unbekannte Dinge. Die Römer bauten Straßen und Brücken, von denen einzelne, namentlich am Rhein, noch heute bestehen, sie schufen Burgen und Festungen für das Heer, bauten gewaltige Wasserleitungen und errichteten Kunstbauten, deren Reste — es sei hier nur an die bekannte Porta nigra und andere Römerbauten in Trier erinnert — wir noch heute, nach Jahrtausenden, anstaunen. Beim Weiterschreiten der Kultur begannen die Deutschen von den Römern zu lernen, die sie auch in der Baukunst und all ihren Hilfswissenschaften, wohl auch in ihren mysteriösen Geheimlehren, unterwiesen, von denen Deutschland als Barbarenland bisher keine Ahnung gehabt. Der Deutsche begann dann schließlich selbst zu bauen und Pläne zu entwerfen und die neuentstehenden deutschen Bauleute und Steinmetzen wurden nach und nach Träger von Kultur und Sitte und angesehenen Führer des Volkes auch in geistiger Hinsicht. —

Von mancher Seite wird nun zwar behauptet, daß die Entstehung und Entwicklung der deutschen Baukunst eine ganz andere gewesen und eine Beeinflussung des später so hochstehenden deutschen Bau- und Zunftwesens durch die römischen Baukorporationen nicht nachweisbar sei. Nach ihnen soll namentlich das deutsche Zunftwesen rein germanischen Ursprungs sein, die deutschen Stämme, die mit den Römern im ewigen Kampf standen, sollen weder Gelegenheit noch Veranlassung gehabt haben, von ihnen Zivilisation und Kultur anzunehmen. Später, nach Ausbreitung des Christentums in Deutschland, sollen dann die Klöster Hauptträger aller Kultur und auch des Bauwesens gewesen und die im Mittelalter Jahrhunderte hindurch so mächtigen deutschen Baugenossenschaften und Steinmetzbruderschaften mit dem Fortschreiten der Kultur aus gleichartigen Handwerkskreisen nach und nach herausgewachsen sein. — Die Frage, welche Anschauung ein größeres Recht auf Wahrscheinlichkeit habe, mag dahingestellt bleiben, richtig ist auf

jeden Fall, daß die Mönche, besonders die Benediktinermönche, und allen voran der Abt Benedikt von Nursia Meister der Baukunst gewesen sind. Ein eigener Geist des Wissens wohnte den Benediktinern jener Zeit bei, und wie ihre Klöster wahre Akademien waren, so waren die Mönche im geistigen Sinne auch Stifter der ersten deutschen Hochschulen und anderer Bildungsanstalten. Die Gebildeten aller Stände, die gehörige Ausbildung irgendwelcher Art wünschten, wendeten sich an ein Benediktinerkloster; hier fanden sie nicht allein allen möglichen Unterricht, sondern auch jene den Klöstern durch die Karolingische Gesetzgebung verbürgte Ruhe und Sicherheit, die zum Studium unerläßlich ist. — Die Vermutung, daß die deutschen Bauleute, namentlich die alte, einst so mächtige deutsche Steinmetzbruderschaft, manches, oder vielleicht gar vieles von den römischen Baukorporationen übernommen haben, auch in geistiger Hinsicht, ist so ohne weiteres aber doch nicht von der Hand zu weisen. Im übrigen ist es ferner zweifellos, daß den deutschen Klöstern und den in ihnen gepflegten Wissenschaften eine überaus große, maß- und richtunggebende Beeinflussung und Förderung durch die Kreuzzüge und durch die dadurch nach dem Abendlande gelangten Kenntnisse auf wirtschaftlichen, religiösen und künstlerischen Gebieten zuteil geworden ist. —

Der Fachmann ist in der Lage, an jedem Bauwerk nach Form, Konstruktion und Ausführung die Schule zu erkennen, der es entstammt. Die Zusammensetzung dieser drei Faktoren macht die Kunst des Bauwesens aus. Form, d. i. Stil, und Ausführung können sich ändern, die Prinzipien, die sich von Uranfang an auf Naturgesetze, auf Statik, Mechanik usw. gründen und zu deren Erfassung die Kenntnis der Naturkräfte nötig ist, jedoch nicht. Wohl können sie sich mit dem Fortschreiten dieser Kenntnis vervollkommen, jedoch nie verändern. Jede Generation baut und lernt von den Altvordern. Da es nun in alter Zeit nur wenig Schulgelehrsamkeit gab, die Kunst des Lesens und Schreibens auch nur den gelehrten Ständen eigen war, so war ein schulmäßiges Erlernen der Hilfswissenschaften zur Baukunst im allgemeinen auch unmöglich. Die Weitergabe der geltenden Prinzipien und Regeln konnte daher auch nur von Mund zu Mund, von Mann zu Mann erfolgen. Die Nachkommen lernten praktisch von ihren Vorgängern und hörten die wissenschaftlichen Regeln und Erfahrungen in mündlichen, sich stetig mehrenden Überlieferungen. Tiefste Verschwiegenheit mußte eidlich versprochen werden. Daß Lehrende und Lernende zu diesem Zweck zusammenkamen, dürfte sicher sein, es wird also zu allen Zeiten Bau-Fachverbände und -Genossenschaften gegeben haben. Zur babylonischen, ägyptischen, phönizischen Zeit standen sie in hoher Blüte und waren ein Teil der Mysterien, zur griechischen und römischen Zeit weniger abgeschlossen, bildeten sie im Mittelalter dagegen wieder nach außen abgegrenzte, festgegliederte Verbände. Ein geistiger, wenn man will: idealer

Zusammenhang der Baukorporationen aller Zeiten untereinander muß als sicher angenommen werden; in alten Zeiten konnte die Wissenschaft aus Unkenntnis der in Frage kommenden Naturkräfte bei weitem nicht so zur Hilfe gezogen werden wie heut; man war deshalb bedeutend mehr aufeinander angewiesen, um voneinander zu lernen. —

Die Geschichte des deutschen Handwerks ist reich an interessanten Perioden. Von seiner Entwicklung an bis zu seiner Blütezeit, in der es nicht nur die ganze Gewerbepolizei ausübte, sondern zur Zeit der Zünfte auch das städtische Kriegswesen in der Hand hatte und zuletzt das ganze städtische Regiment an sich riß, bis wieder hinunter zu seinem Zerfall, wo die Zünfte eine leere Form ohne Inhalt wurden, finden wir neben Kraft und Selbstbewußtsein aber auch viele Schwächen. Im Vordergrund des deutschen Handwerks stehen die alten Steinmetzen, nicht nur, weil deren Geschichte wohl zu den ältesten gehört, sondern auch weil sie es waren, die durch ihre eigentümlichen Einrichtungen dem deutschen Handwerk, das diese nachzuahmen suchte, den besonderen Charakter aufprägten, wie er später in den verschiedensten Zunftordnungen zum Ausdruck kam. Hochangesehen und mit ausschlaggebend vom Anfang unserer Geschichte bis weit hinein in das Mittelalter, ausgestattet mit besonderen Gerechtsamen und Gebräuchen, gelangten die Steinmetzen nach und nach zu einem Nimbus des Geheimnisvollen und kamen in den Ruf einer magisch-religiösen Genossenschaft. Als mit dem Fortschreiten des Christentums und der Kultur in Deutschland überall auch Kirchen und Klöster gebaut wurden, stieg auch das Ansehen der Steinmetzen immer mehr; mit den Bauleuten der Klöster standen sie in enger Verbindung und überall, wo Kirchen gebaut wurden, strömten auf mehr oder weniger lange Zeit eine größere Zahl zusammen, die sich sofort eng zusammenschlossen. Auch aus dem Ausland, aus Italien, England, Frankreich kamen die Meister, um an den himmelanstrebenden Domen mit bauen zu helfen, ein internationaler Zug durchwehte deshalb die Bau- und Steinmetzgenossenschaft. Überall, wohin ihre Mitglieder kamen, verstanden und erkannten sie sich, denn ihre Gebräuche, Lehren und Zunftworte waren überall gleich oder doch einander sehr ähnlich. Die Eigenart der kirchlichen Bauten und die Einwirkung der Klöster und Mönche bildete Gebräuche und Formen aus, die einen religiös mystischen Anstrich erhielten. Ihre Sammelpunkte, die Bauhütten, wo sie sich zu Kapiteln, Besprechungen und Hüttentagen zusammenfanden, vor und nach der Arbeit auch Andachten abhielten, wurden auch „Logen“ genannt, d. i. gedeckte und geschützte Räume, wo Steine behauen werden und Bauleute zusammentreffen können.

Die Genossenschaft der alten Steinmetzen hat ein halbes Jahrtausend in Blüte gestanden. Um 1000 n. Chr. begannen auch in Deutschland jene schönen Gotteshäuser romanischen Stils zu entstehen, die wir noch heute bewundern. Bald danach setzten die Kreuzzüge ein,

die nach und nach auch geheime, indisch-ägyptische Mysterienkunde, altjüdische Tradition und Lehre, altgriechische wie alexandrinische Philosophie und islamitische Anschauungen dem westlichen Europa näher brachten. Hauptsächlich die Klöster und die drei großen christlichen Ritterorden der Kreuzzüge, in erster Linie der Orden der Templer oder Tempelherren, wurden Aufnahme- und Pflegestätten dieser neuen Gedankenwelt. Der bis dahin fast blinde, kirchliche Aberglaube des Abendlandes kam in innige Berührung mit den geistig viel weiter fortgeschrittenen Ideen des freieren Orients, die uralten Menschheitsgedanken von der Freiheit des menschlichen Geistes in göttlichen und geistigen Dingen hielten ihren Einzug auch in Deutschland. Eine neue Zeit begann langsam zu erstehen, das Morgenrot der Renaissance aus dem schweren Dunkel, das die Gemüter bedeckte, ganz allmählich emporzusteigen. Die Universitäten, wissenschaftlichen Sozietäten und Akademien begannen, sich mit dem unbekanntem Neuen zu beschäftigen. Auch die Baukunst, namentlich die kirchliche Baukunst, wuchs in der gewaltigen geistigen Bewegung, und aus dem romanischen Stil entwickelte sich die himmelanstrebende Gotik. Einander überbietend, begannen die Kirchenfürsten dem großen Meister des Weltalls jene gewaltig erhebenden Dome und Kathedralen zu errichten, die noch heute unsere anbetende Bewunderung erwecken. Die Baukunst im Dienste der christlichen Kirche wurde nach und nach die alleinherrschende Kunst und blieb sie das ganze Mittelalter hindurch. Alle übrigen Künste mußten sich ihr unterordnen. Im ganzen 12. und 13. Jahrhundert herrschte sowohl in Frankreich wie in Deutschland auf dem Gebiet der Baukunst eine fast fieberhafte Tätigkeit, deren Mittelpunkt die Bauhütten der entstehenden mächtigen Gotteshäuser bildeten. Meist waren hochgestellte Geistliche die geistigen Leiter dieser Bauhütten, in die sie auch eine, durch eine eigenartige Symbolik zum Ausdruck gebrachte freiere Ideenwelt hineintrugen. Das war damals die Blütezeit auch der deutschen Steinmetzen, die zu ungeahnter Höhe emporstiegen. Als Erfinder des gotischen Baustils wird der gelehrte Mönch *Albertus Magnus*, Graf von Bollstaedt (1193—1280), der hauptsächlich in Köln gelebt hat, bezeichnet; er sollte auch den Grundplan zum Kölner Dom entworfen haben, was durch neuere Forschungen jedoch widerlegt ist. — Die lange Dauer der einzelnen Bauwerke, die oft Jahrhunderte in Anspruch nahm, machte ihre Bauhütten zu festen, stehenden Einrichtungen, deren Angehörige enggeschlossene Körperschaften mit eignen Gesetzen, eigener Rechtsprechung und eignem handwerksmäßigen wie kirchlich-religiösem Gebräuchtum bildeten. Die hier gepflegten und fortgepflanzten Anschauungen waren freier, fortgeschrittener Art und wurden dargeboten in einer reichen Symbolik, die zum Teil der handwerksmäßigen Baukunst entnommen war. Die erste derartige Bauhütte soll der Abt *Wilhelm von Hirschau* oder *Hirsau* (1069—91) eingerichtet haben beim Ausbau des einst

hochberühmten, 830 erbauten Benediktinerklosters (monasterium Hirsau-giense), dessen Ruinen noch heute unweit Hirsau im württembergischen Schwarzwald die Natur verschönen. Er gliederte die Bauleute als Laienbrüder seinem Kloster an, sorgte für Unterhaltung und Belehrung, stellte ein Hausgesetz auf, das als obersten Grundsatz die Mahnung zur Brüderlichkeit enthielt. An vielen Orten haben urkundlich derartige Klosterbauschulen bestanden, von denen neben Hirsau als älteste die zu St. Gallen, Regensburg und Corvey a. d. Weser bezeichnet werden. Unter Einfluß der Klöster und Mönche wurden diese Bauhütten und die ihnen zugehörenden Baugenossenschaften und Steinmetzbruderschaften nach und nach so Träger und Bewahrer einer dem Orient entstammenden freieren Gottesidee, die sie beim Wechsel des Beschäftigungsortes weiter verbreiteten. In den Ländern deutscher Zunge ist wohl die Straßburger Bauhütte die größte und berühmteste gewesen, und der Name ihres um 1300 wirkenden Meisters Erwin von Steinbach hat Weltruf erlangt. Neben Straßburg werden die Bauhütten zu Köln, Magdeburg, Wien und Bern als die hauptsächlichsten genannt. —

Wer Hildesheim kennt, dem ist die heute evangelische Michaeliskirche, diese großartige Basilika, nicht fremd. Sie ist von Bernward, einem der ersten Bischöfe zu Hildesheim (993—1022), dem Erzieher und Kanzler Kaiser Otto III., vor etwa 1000 Jahren erbaut und größer angelegt, als der gleichzeitig von ihm in der Hauptsache erbaute Dom, der als Kathedrale des jungen Bistums eigentlich der mächtigere Bau hätte werden müssen. Aber die Kirche zu St. Michael gehörte zu dem ihm ans Herz gewachsenen, die Wissenschaften pflegenden, ebenfalls von ihm begründeten Kloster gleichen Namens und stand ihm deshalb näher. Der ganze deutsche Norden hat diesem bedeutenden Manne viel zu danken, schuf er doch namentlich in Architektur, Kunstguß und Buchschmuck Kunstwerke, die noch heute unsere Bewunderung erregen. Seit 993 Bischof, legte er 1010, etwa fünfzig Jahre alt, den Grund zu seiner Lieblingskirche; ein mit kurzer Inschrift versehener Kubus, dieses tief sinnige Symbol, bildete den 1908 bei Instandsetzung der Grundmauern wieder aufgefundenen Grundstein. Bernward starb am 20. November 1022 und wurde 1193 heilig gesprochen. Kurz vor seinem Tode, am 29. September 1022, wohl schon in Vorahnung seines baldigen Todes, hat er seine Michaeliskirche noch persönlich eingeweiht, nachdem er die Krypta, d. i. die unter dem Altar liegende unterirdische Grabkapelle, in der er noch bei Lebzeiten sich eine Grabstätte hätte einrichten lassen, die seine sterblichen Überreste auch heute noch umschließt, schon 1015 geweiht hatte. Die Grabplatte seiner letzten Ruhestätte trägt nur die kurze Inschrift, daß sie den irdischen Teil des „Menschen Bernward“ decke. — Die von Bernward begonnenen mächtigen Kirchenbauten haben zwei Jahrhunderte angedauert, sein Kloster zu St. Michael hat zweifellos die Arbeiten geleitet und durchgeführt. Ob eine Bauhütte s. Zt. dort be-

standen hat, wissen wir nicht, nach allem aber ist es als sicher anzunehmen. Und die geistigen Wurzeln dieser, der Pflege wahrer Gotteserkenntnis geweihten Bauhütte haben ihren Nährboden gehabt in dem, dem alten Bischof Bernward so lieben Kloster St. Michael, dessen erster geistiger Leiter der „Mensch“ Bernward, wie er sich selbst nennt, gewesen ist. —

Bis zum 13. Jahrhundert etwa waren Klöster und Bauleute mehr oder weniger eng miteinander verbunden. Dann wuchs den Mönchen die Arbeit wohl über den Kopf, der Zusammenhang löste sich nach und nach und die mönchischen Baumeister fingen an, seltener zu werden. Oder hat hier etwa die Kirche ein Machtwort gesprochen, der die freiere Geistesrichtung in den Bauhütten nicht unbekannt geblieben sein konnte? Den Mönchen war auch das Bauen außerhalb ihrer Klöster später nicht mehr gestattet. So bildeten sich denn selbständige weltliche Bauhütten, die jedoch das alte Gebräuchtum, die reiche Symbolik und freiere Geistesrichtung beibehielten. Von den Städten, namentlich seit Heinrich dem Städteerbauer, begünstigt, entstanden überall Bruderschaften, die Privilegien und Freiheiten erhielten, sich Schutzheilige wählten und sich, als erste die am Straßburger Dom beschäftigte Baugemeinschaft, den Namen „Freie Maurer“ beilegte. Die Mitglieder der Straßburger Hütte führten auch den Namen „Johannisbrüder“. In einigen Hütten, namentlich in englischen, wurden später dann auch hervortretende Personen, die dem Baugewerk nicht angehörten, denen die Bruderschaft aber Dank schuldete oder die sie ehren wollte, gewissermaßen als außerordentliche bzw. als Ehrenmitglieder angenommen. Zum Unterschiede von den ordentlichen Mitgliedern, den „Freien Maurern“, wurden diese „Angenommene Maurer“ genannt und die Genossenschaft als Bruderschaft der „Freien und Angenommenen Maurer“ bezeichnet, ein Name, der sich bis heut erhalten hat.

Die berufsmäßigen „Freien Maurer“ suchten sich jetzt an beliebigen Orten ihre Arbeit und wanderten oft von Land zu Land, von Volk zu Volk, überall ihre Anschauungen, ihr Gebräuchtum hintragend. Ein loser Zusammenhang bestand ja von Anfang an, nach und nach machte sich aber das Bedürfnis geltend nach einem festeren Zusammenschluß der einzelnen Bauhütten und Bruderschaften, und so soll schon 1211 die Bauhütte des Dombaues zu Magdeburg mit andern Hütten einen Bund geschlossen haben mit einheitlichen Regeln und Satzungen, die leider verloren gegangen sind. Die älteste heute noch vorhandene Urkunde über einen Bauhüttenbund ist die von Dr. Reichensperger zu Trier aufgefundene Hüttenordnung vom 22. Oktober 1397. In 790 lateinischen Versen nimmt sie so viel Bezug auf das Bauhandwerk, daß ihre Herkunft aus einer praktischen Fachgenossenschaft wohl zweifellos ist. Weiter kommen dann die sog. Wiener Urkunden aus 1412, 6. Juni 1430 und 2. August 1435 in Betracht. Zu Ostern 1459 wurde ferner in Regensburg von 19 süddeutschen Bauhütten eine „Alte Ordenunge“ be-

raten und beschlossen, die in Straßburg, der größten Bauhütte, aufbewahrt und daher die „Straßburger Ordnung“ genannt wurde. Diese Ordnung wurde von Kaiser Maximilian I. am 3. Oktober 1498 bestätigt, den Bauhütten auch ein Wappen verliehen, das auch Johannes den Evangelisten enthält und dadurch auf den Namen „Johannisbrüder“, den, wie oben schon gesagt, die Mitglieder der Straßburger Hütte führten, Bezug nimmt. *) Wenn in neuester Zeit versucht worden ist, diese Tatsache als einen „mit fast unbedingter, geschichtlicher Sicherheit nachgewiesenen Zusammenhang der Bauhütten mit den Tempelherren-Rittern“ hinzustellen, **) so wird man, mit Rücksicht auf die zahlreichen, stets negativ ausgelaufenen wissenschaftlichen Prüfungen dieser Frage, namentlich aber mit Rücksicht auf Schottmüllers grundlegendes, auf Veranlassung des Kaisers Friedrich nach langjährigem Studium auch in den Bücherschätzen des Vatikans verfaßtes, zweibändiges Werk: „Der Untergang des Templerordens“, dahinter einstweilen wohl noch ein großes, sehr großes Fragezeichen setzen dürfen, wenn auch a. a. O. nochmals betont wird, „der Zusammenhang ist, neben vielem andern, sicher zu schließen aus dem heraldischen Wappen, das Kaiser Maximilian Ende des 15. Jahrhunderts als Protektor der freien Bauhütten diesen verlieh. In diesem Wappen ist der Patron der Tempelherrn, Johannes der Evangelist“. — Ein gewisser geistiger Zusammenhang zwischen den Templern und den Freien Maurern besteht allerdings, er ist aber keineswegs größer und keineswegs durch Urkunden etwa beglaubigter, als der geistige Zusammenhang, der zwischen den andern beiden großen deutschen Ritterorden, dem Johanniter- und dem deutschen Ritter-Orden, ferner den Mönchen und Klöstern und vielem andern Bemerkenswerten einerseits und den Bauhütten der Freien Maurer andererseits besteht. Die Straßburger Bauleute nannten sich „Johannisbrüder“, die Buchdrucker haben sich zeitweise auch so genannt, weil beider höchster Festtage die Johannistage, die Sonnenwendtage waren. Dem hat der Kaiser in seinem Wappen, das er den Bauleuten verlieh, Rechnung getragen, das ist wohl alles. Daraus eine Ableitung von den Templern zu konstruieren, erscheint doch allzu gewagt. „Ordens“-Überlieferungen, Märchen und Legenden bestehen ja genug und in der Hochgrad-Freimaurerei Schwedens, der jeder schwedische Prinz durch seine Geburt schon angehört, ist diese Abstammung zur Konstruktion des „Ordens“-Gebäudes unter Hinwegsetzung über jede historische Wahrheit zum Ordensdogma, zur Ordensgrundlage erhoben. Hier näher darauf einzugehen, würde viel zu weit führen, es ist dies ein zwar sehr interessantes, aber recht eigenartiges

*) Den englischen Freien Maurern wurde schon 1472 ein Wappen verliehen.

**) Vortrag des Herrn Professor Dr. med. von Düring „Über Freimaurertum“, gehalten am 24. Oktober 1920 in der Loge „Carl zum aufgehenden Licht“ in Frankfurt a. M., im Auszuge veröffentlicht in der freimaurerischen Zeitschrift „Die Bauhütte“, Nr. 50, 1920, und Nr. 1, 1921.

Kapitel für sich in der Geschichte der Freien Maurer. — Kaiser Maximilian war, trotz seiner einseitigen Hausmachtspolitik, die ihn von der ausschließlichen Vertretung rein nationaler Interessen entfernte, im Grunde genommen doch ein deutscher Fürst und mit allen hochstrebenden Ideen seiner Zeit vertraut. Er unterstützte Gelehrte und Künstler, sorgte für die Universitäten, besonders die in Wien, war ein begeisterter Förderer des Humanismus, begünstigte die bildenden Künste und das Kunstgewerbe, auch hat er Schriften über die Baukunst verfaßt. Er soll in die Hüttengeheimnisse der Steinmetzen eingeweiht gewesen sein, bei einer Gelegenheit auch als Eingeweihter sich zu erkennen gegeben haben. Daß er aber, wie von Düring in seinem Vortrage angibt, Protektor der freien Bauhütten gewesen sein soll, dürfte doch wohl nicht allzusicher sein.

Das organisierte Gebiet der deutschen Bauhütten während ihrer Blütezeit erstreckte sich von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen und von den Vogesen bis zu den Grenzen Rußlands und der Türkei. Aber auch noch darüber hinaus haben deutsche Bauleute deutsche Ordnung, deutsche Kunst und deutsche Sitte getragen. Nach dem Vorbilde der Straßburger Ordnung sind später für größere und kleinere Bezirke noch eine Anzahl anderer Fachverordnungen erlassen worden, die in der Hauptsache ihre Wurzeln in der Straßburger Ordnung hatten. Alle geben tiefe Einblicke in die oft merkwürdigen Sitten und Gebräuche der eigenartigen Steinmetzenbruderschaft und deren Organisation. Bis ins einzelne hinein ist hier alles genau geregelt. Für Meister, Parlierer (d. i. Sprecher, aus dem später der noch heut gebräuchliche, unsinnige „Polier“ entstanden ist) und Gesellen bestanden bestimmte Regeln für das Leben innerhalb wie außerhalb der Hütte, deren Glück auf der Frömmigkeit, der Gerechtigkeit und der Friedfertigkeit der Mitglieder beruhte und die nach bestimmten Gebräuchen „eröffnet“ wie „geschlossen“ wurde. Ein Meister klopfte dreimal, ein Parlierer zweimal, ein Geselle einmal. Bei gewissen Veranlassungen mußten bestimmte Redewendungen gebraucht werden, es bestanden auch genaue Vorschriften über die Art sich zu kleiden und die Art und Weise des Stehens (stets „winkelrecht“, d. i.: die Füße im rechten Winkel), des Gehens (drei bestimmte große winkelrechte Schritte), des Anklopfens (in bestimmtem dreifachen Rhythmus), des Zutrinkens (in dreifacher Bewegung), des sich Zuerkennengebens usw. Ein jeder Geselle mußte, bevor er Meister werden konnte, an drei Werken an verschiedenen Orten gearbeitet, also drei Reisen gemacht haben und zuvor nach eingehender Prüfung in geöffneter Hütte vom Lehrling zum Gesellen losgesprochen sein. *) Eine jede Bauhütte beruhte auf den drei

*) Über die Freisprechung eines Lehrlings zum Gesellen findet sich in einer Beschreibung aus dem Jahre 1695 folgendes angeführt:

Der Lehrmeister hatte, nachdem das von dem Lehrling angefertigte Gesellenstück von den Meistern und den Gesellen für gut befunden war, zuerst

„Hüttenfeilern“, die u. a. auch „Weisheit“, „Stärke“, „Schönheit“ oder „Wahrheit“, „Weisheit“, „Stärke“ und ähnlich genannt und durch drei Lichter symbolisiert, auch durch die Meister, Parlierer und Gesellen der Hütte körperlich dargestellt wurden. Ein jedes Werkzeug hatte seine symbolische Bedeutung: das Winkelmaß war das Zeichen der Gesetzmäßigkeit, der Zirkel und Kreis das der göttlichen Vollkommenheit und des festgeschlossenen Bundes, Senkblei und Richtscheit wiesen auf die Gleichheit aller Mitglieder hin, der Hammer war Symbol der Arbeit, aber auch der Macht und Ordnung, der Maßstab ermahnte zur weisen Lebensausnutzung usw. Die senkrechte Linie bedeutete den ewig einheitlichen Gott, die horizontale Linie die Welt, ein Kreuz: Gott und die Welt, ein Dreieck: die Dreieinigkeit, der Mittelpunkt des Kreises: das Geheimnis des Bundes. Als Fundament aller Baukunst, als der oft erwähnte „Grund des Steinwerks“ oder „der gerechte Steinmetzgrund“, wurden die geheim gehaltenen, erprobten Bau- und Konstruktionsregeln angesehen, die ebenfalls eine symbolische Deutung und auch Darstellung erfuhren. Diese Hüttengeheimnisse wurden nur mündlich überliefert, unter eidlichem Gelöbnis der Verschwiegenheit. Zu ihrer Darstellung benutzte man bestimmte symbolische Zeichen, die dem, der sie zu deuten verstand, Norm und Richtschnur waren und die Ausübung der Kunst erleichterten.

den Lehrling zu ermahnen, daß dieser, was ihm an Worten anvertraut werde, bei seiner Seelen Seligkeit im Herzen behalten möge, und keinem Menschen, außer denn einem redlichen Maurer (oder Steinmetzen oder Zimmerer usw.) offenbare, bei Verlust seines Handwerks. Sodann wurde der Lehrling den versammelten Altgesellen und Gesellen angemeldet, die über seine Freisprechung zu befinden hatten. Wurde nichts gegen ihn eingewendet, so erfolgte seine Einlassung in die Gesellenbruderschaft, wobei ihm der Altgesell den „Willkommen“ zum Brudertrunke reichte. Es war dies ein meist großer Silberpokal, der nie mit bloßen Händen berührt, sondern nur mit Handschuhen oder mit einem weißen Tuche angefaßt werden durfte. Der Brudergruß des Altgesellen lautete:

Feste Dinge dieser Erden müssen unverändert sein,
 Willst Du jetzt mein Bruder werden, so gescheh's bei Bier und Wein;
 Dann mußt Du mit Mund und Hand ewig halten Bruderstand!
 Sonn' und Mond, die stehen ewig, Erde ist ganz unbeweglich;
 Also wirst auch Du mir sein, ewig bleiben Bruder mein!

Der junge Geselle mußte aus dem „Willkommen“ Bescheid tun und in wohlgesetzten Worten seinen Dank aussprechen. Derartige Gesellenfreisprechungen erfolgten stets an einem sogenannten „Quartal“, d. i. an einer der vierteljährlichen Gewerkversammlungen, die stets mit einem allgemeinen fröhlichen Mahl schlossen, während dessen der freigesprochene Geselle von dem Obermeister begrüßt und ermahnt wurde. — Den Unterricht in Handwerks-Gebrauch und Gewohnheit, der sehr eingehend und umfangreich war, erteilte der Altgeselle dem jungen Gesellen gelegentlich der wöchentlichen Gesellenladen bei feierlich geöffneter Lade.

Nur in der Hütte durften sie benutzt und weder durch Schrift, noch durch Druck, noch durch Zeichnung weiterverbreitet werden.

Von allen Hilfswissenschaften der Baukunst stand in den alten Bauhütten die Geometrie im höchsten Ansehen, jener Hauptteil der Mathematik, der von den Raumgrößen, den Körpern, den Räumen mit drei Ausdehnungen handelt, und die Lehre von den Linien und Flächen in sich vereint. Die Geometrie ist die Lehre von den drei Ausdehnungen, von denen ein alter Satz auch sagt: „Drei sind der Ausmesser, wonach alles gebaut und berechnet ist = Zahl, Maß und Gewicht!“ Bei den alten Ägyptern und Babyloniern steckte sie noch in den Kinderschuhen, die Pythagoräer, Platoniker und Alexandriner bildeten sie weiter aus. Sie wurde die Hauptwissenschaft der Naturerkenntnis und Grundwissenschaft der sogenannten freien Wissenschaften. Schon der Prophet Hesekiel des Alten Testaments hat ihre Bedeutung gekannt und auch im Lehrgebäude der Freien Maurer nimmt sie eine bedeutungsvolle Stelle ein. Die Mysten erkannten sie unter einem bestimmten Buchstaben, der allerdings in der Kabbala auch etwas anderes bedeutete: nämlich Gematria, d. i. die Lehre von der doppelten Funktion der Buchstaben der Alphabete der alten Völker, als Schrift- und gleichzeitig auch als Zahlzeichen. —

Der Geist, der in den Gebräuchen und Satzungen der alten Bauhütten lag, brachte eine gewisse Freiheit in geistigen Dingen mit sich. Verschiedene alte Baudenkmäler beweisen dies. So finden wir im Würzburger Dom die beiden bekannten Säulen des Salomonischen Tempels mit ihren bezeichnenden Buchstaben, im Dom zu Brandenburg predigt ein Fuchs im geistlichen Ornat einer Gänseschar, im Berner Münster sieht man bei einer Darstellung des jüngsten Gerichts auch einen Papst unter den Verdammten. Und so zeigen zahlreiche Bauwerke der alten Zeit manchen Architektenschertz, der auf freiere Anschauungen und Lust zu Satire und Kritik schließen läßt. — Die alten Quadersteine der Dome und Kirchen zeigen aber auch noch andere seltsame Zeichen, die von alten Steinmetzen und Baugesellen vergangener Jahrhunderte erzählen, die sogenannten Steinmetzzeichen. Früher hielt man sie für geheimnisvolle Inschriften, sie sind jedoch weiter nichts, als jene geheimen Handwerkszeichen, die jedem losgesprochenen Gesellen und Meister nach einem bestimmten Zirkelgesetz eigentümlich verliehen wurden, und die jeder in die von ihm bearbeiteten Steine eingraben durfte oder auch mußte, je nach Hüttenordnung. Es war dies ein schon uralter Brauch, denn wie an den Bauten des Mittelalters, so auch bereits an den Baudenkmälern der Alten findet man derartige Zeichen. Das Archäologische Institut in Palästina, das etwa 1880 seine Arbeiten begonnen und sich auch mit Freilegung der achtzig Fuß tief in Schutt liegenden Trümmer des Salomonischen Tempels beschäftigt hat, konnte hierbei feststellen, daß an diesen ungeheuren Steinquadern, deren winkelrechter Aufeinanderbau noch heute als ein technisches Rätsel gilt, noch die

Steinmetzzeichen deutlich zu erkennen sind, die die phönizischen Bauleute vor rund 3000 Jahren in diese eingemeißelt haben. —

Das Wandern der Steinmetz- und Baugesellen von Hütte zu Hütte bildete ein eigenartiges Gebrauchtum aus, daß ein besonderes Gebiet für sich bildet, bis in die Neuzeit hinein in den Zünften sich erhalten hat und mit diesen erst verschwunden ist. Ein reiches Frage- und Antwortspiel wurde bei Prüfung jedes Neuzugewanderten durch den Parlierer oder Altgesellen bei geöffneter Lade üblich, das schließlich zu einem wahren Quodlibet ausartete. Unter den Gesellen gab es anfänglich zwei Kategorien, die „Briefer“ und die „Grüßer“. Die „Briefer“ waren im Besitz einer „Kundschaft“, d. i. eines ordnungsmäßigen Lehrpasses oder Gesellenbriefes, der aber viel Geld kostete und deshalb nur von verhältnismäßig wenigen erworben wurde. Die „Grüßer“ dagegen wiesen sich auf ihren Wanderungen nur durch den geheimen, von Mund zu Mund gehenden Handwerksgruß aus, der streng verschwiegen gehalten wurde. Kam ein wandernder Gesell in eine Herberge, so hatte er zu warten, bis die Gesellen versammelt waren und der Altgeselle die „Lade“ geöffnet hatte, was nur unter feststehenden, feierlichen Formen erfolgte. Diese „Lade“ war die Schatztruhe der Bruderschaft, in ihr wurde der „Willkomm“, d. i. der Becher der Bruderschaft, ihr Vermögen, ihre Kleinodien und Schriften aufbewahrt. Sobald die Lade geöffnet war, mußte jeder entblößten Hauptes sein und durfte nur auf Geheiß reden. Der fremde Geselle trat mit Hut und Felleisen in das Handwerkszeichen und überbrachte den Gruß des ehrbaren Handwerks aus der Stadt, aus der er zugewandert kam. Der Altgeselle fragte nach seinem Begehri; die Antwort lautete:

„Ich bitte, meinen ehrlichen Namen in das ehrbare Bruderschaftsbuch einzuschreiben, wo andere ehrbare Gesellen mit ihrem ehrlichen Namen geschrieben stehen. Also mit Gunst!“

Auf Geheiß des Altgesellen traten zwei ältere Gesellen vor und legten ihre Maßstäbe vor den Fremden über Kreuz auf den Tisch; jetzt fragte der Altgesell:

Fr. = Mit Gunst und Erlaubnis! Gott ehre diesen Plan
Und alle, die hier um uns stah'n.
Bist du ein Briefer oder ein Grüßer?

A. = Ich bin ein Grüßer (oder ein Briefer), durch Schnee und Eis bin ich gereist,
Willst du auch wissen, wie mein Name heißt?
(War der Fremde ein Briefer, so wies er hierbei seinen Wanderbrief vor.)

Fr. = Wer hat dich ausgesandt?

- A. = Mein ehrbarer Lehrmeister, ehrbare Bürger und ein ehrbares Maurer- (oder Steinmetz- usw.) Handwerk in N.
- Fr. = Worauf?
- A. = Auf ehrbare Beförderung, Zucht und Ehrbarkeit.
- Fr. = Was ist Zucht und Ehrbarkeit?
- A. = Handwerksbrauch und Gewohnheit.
- Fr. = Wann fängt solche an?
- A. = Sobald ich meine Lehrjahre ehrlich und treu ausgestanden.
- Fr. = Wann endigt selbige?
- A. = Wenn der Tod mir das Herz abbricht.
- Fr. = Woran erkennt man den Maurer?
- A. = An der Ehrbarkeit.
- Fr. = Was bist du für ein Maurer?
- A. = Ein Mundmaurer (bzw. ein Briefmaurer).
- Fr. = Woran erkennt man das?
- A. = An meinem ehrbaren Gruß und ehrbarer Mundsprache.
- Fr. = Wo ist das ehrbare Handwerk in Deutschland aufgerichtet worden?
- A. = Zu Magdeburg auf dem Dome.
- Fr. = Unter welchem Monarchen?
- A. = Unter Kaiser Karl dem Zweiten. *)
- Fr. = Wie lange hat dieser Kaiser regiert?
- A. = Drei Jahre.

Die wunderlichsten Fragen und Antworten finden wir hier zusammengestellt, z. B.:

- Fr. = Wie hat der erste Maurer geheißt?
- A. = Hiram, und das Werkzeug hat Tubalkain erfunden.
- Fr. = Wieviel hat der Maurer Worte?
- A. = Sieben.
- Fr. = Wie heißen diese?
- A. = Gott grüße die Ehrbarkeit, Gott grüße die ehrbare Weisheit, Gott grüße das ehrbare Handwerk der Maurer, Gott grüße den

*) Das stimmt nicht; Kaiser Karl II., der Kahle, der jüngste Sohn Ludwig des Frommen und Enkel Karl d. Gr., lebte von 823 bis 877 und hatte die Kaiserwürde nicht ganz zwei Jahre (vom 25. Dezember 875 bis zu seinem in einer einsamen Alphütte erfolgten Tode) inne. Unter ihm gab es in Magdeburg noch keinen Dom. Erst Otto der Große (912—973, Kaiser von 936—973) errichtete in Magdeburg 937 ein Benediktinerkloster, das er 967 in ein Erzbistum umwandelte. Er soll 963 den Grund zum ältesten Magdeburger Dom gelegt haben. Der Dom in seiner jetzigen Gestalt wurde erst 1208—1363 (nach andern von 1211—1323) in einer sehr bewegten Zeit erbaut.

ehrbaren Meister, Gott grüße den ehrbaren Parlier, Gott grüße eine ehrbare Gesellschaft, Gott grüße eine ehrbare Beförderung hier und allerorten, zu Wasser und zu Lande.

Fr. = Was ist Heimlichkeit an sich selbst?

A. = Erde, Feuer, Luft und Schnee,
Wodurch ich auf ehrbare Beförderung geh'.

Fr. = Was trägst du unter deinem Hut?

A. = Eine hochlöbliche Weisheit.

Fr. = Was trägst du unter deiner Zunge?

A. = Eine hochlöbliche Wahrheit.

Fr. = Warum trägst du einen Schurz?

A. = Dem ehrbaren Handwerk zu Ehren und mir zum Vorteil.

Fr. = Was ist die Stärke bei unserem Handwerk?

A. = Dasjenige, was Wasser und Feuer nicht verzehren kann.

Fr. = Was ist das Beste an einer Mauer?

A. = Das Wasser usw.

Wie man sieht, ein wunderliches Gemisch unverstandenen mönchischen Mysteriums und handwerksmäßiger Einflechtungen. Und doch mußte jeder Fachgeselle, wenn er als solcher angesehen und aufgenommen werden wollte, nicht nur die vielen Fragen und Antworten, sondern auch noch die Vorschriften über Stehen, Gehen, Grüßen, über Zeichen, Griffe und Worte und noch vieles andere auf das genaueste kennen. Als diese Gesellenfragen und Antworten in Gebrauch waren, hatten die alten freiheitlichen und freigeistigen Ideen und Überlieferungen der ersten klösterlichen Bauhütten sich längst in kleinere, der Allgemeinheit unzugänglichere Kreise zurückgezogen, die sie weiter pflegten. Das schematisch handwerksmäßige überwog, die Bauhütten und Steinmetzbruderschaften befanden sich im Zeichen des Niederganges. Ihr Aufstieg war auch der Aufstieg der Städte gewesen mit ihrem selbstbewußten Bürgertum und ihrem festgeschlossenen Zunftwesen, ihre Blütezeit war die Zeit des Rheinischen Städtebundes und der deutschen Hansa. Als dann die Macht der Städte und ihrer Zünfte gebrochen wurde, da wurde auch die einst hochgeachtete Steinmetzbruderschaft mit in den Strudel hineingezogen, nachdem das geistige Element in ihr schon längst vom Materialismus erstickt und zum bloßen Formenwesen herabgesunken war. Der Niedergang der Gotik und das Emporblühen der italienischen Renaissance beeinflusste ebenfalls die alten Hüttengebräuche, die Reformation und der Dreißigjährige Krieg trennte die Hüttenbrüder in zwei Lager, in ein katholisches und ein protestantisches. Die alte straffe Sitte und Ordnung lockerte sich und zerfiel. Auch die allgemeine Bildung begann nach Erfindung der Buchdruckerkunst sich langsam zu heben, öffentliche Bauschulen wurden eingerichtet — alles dies blieb nicht ohne Einfluß auf die Bauhütten, die mit ihren alten Gerechtsamen in die neuere Zeit nicht recht mehr hineinpaßten. Ein Reichstagsbeschluß

vom 12. August 1671 untersagte die Oberhoheit der Straßburger Hütte; 10 Jahre danach wurde Straßburg, 1681, von den Franzosen besetzt und nebst dem Elsaß dem Deutschen Reiche entrissen. Dadurch verlor die allgemeine deutsche Bruderschaft ihr Haupt, wengleich auch Straßburg noch auf lange Zeit von vielen deutschen Bauhütten als oberste Instanz in Fachangelegenheiten angesehen wurde, wie die Reichstagsbeschlüsse von 1707, 1727 und 1731, die sich gegen die vom Meister der Straßburger Hütte ausgeübte Gerichtsbarkeit wenden, beweisen. Da diese Wirren auch auf die Gesellschaft nicht ohne Einfluß blieben, und namentlich die etwas zügellose „Verbindung der Grüßer“ sich oft Übergriffe dem Handwerk und der Meisterschaft gegenüber erlaubte, die in ganz Deutschland Unzuträglichkeiten hervorriefen, erklärte Kaiser Karl VI. durch Reichserlaß vom 16. August 1731 die Gesellenbruderschaften mit ihren Heimlichkeiten für fernerhin unstatthaft, hob allen Unterschied zwischen Haupt- und Nebenhütten auf und unterstellte die Entscheidung in allen Gewerbe- und Zunftangelegenheiten den einzelnen Landesherren. In dem betreffenden Erlaß hieß es u. a.: „Ingleichen so halten sie auch auf ihre Handwerksgrüße, läppische Redensarten und andere dergleichen Dinge so scharf, daß derjenige, welcher etwa in Ablegung oder Erzählung derselben nur ein Wort oder Jota fehlet, sich alsbald einer gewissen Geldstrafe untergeben, weiter wandern oder öfters einen Weg zurücklaufen muß, und von dem Ort, wo er hergekommen, den Gruß anders holen muß. Also soll der Handwerksgruß gänzlich hinwegfallen.“ Der Zusammenhang der deutschen Bauhütten untereinander begann langsam sich zu lockern und als durch Reichstagsbeschluß vom 15. Juli 1771 die Bauhütten als Korporationen überhaupt aufgehoben wurden, war ihr Ende gekommen. Zwar suchten eine Anzahl, namentlich in den nordischen Hansestädten, trotzdem weiterzubestehen, jedoch der Lebensfaden war ihnen durchschnitten; die französische Revolution und die Napoleonische Sturmflut mit all ihren Folgen gab ihnen dann den Rest. Und als mit dem Eintritt der Gewerbefreiheit auch das alte Zunftwesen Deutschlands, in das die letzte Romantik der Bauhüttenzeit sich hineingerettet hatte, mit all seinen Zunfttherbergen, seinen Gesellen- und Meisterladen, seinen Zunftfahnen und Quartalumzügen, seinen vielen Zunft- und Wandersittensang- und klanglos zu Grabe getragen war, da schwand damit auch der letzte handwerksgemäße Rest jener alten deutschen Bau- und Steinmetz-Genossen- und Bruderschaften, die, Jahrhunderte hindurch, von einem Schleier des poetisch Geheimnisvollen umwoben, eine so große Rolle in der Entwicklung des geistigen Deutschlands gespielt haben, und ein so gewaltiger Machtfaktor im deutschen Kulturleben und im Heranwachsen deutscher Geistesfreiheit gewesen sind. Viele Bauleute und mit ihnen auch mancher Nichtfachgenosse werden jedoch gern einer Institution gedenken, die nicht nur Großes und Erhabenes geschaffen hat, sondern auch Trägerin und Bewahrerin gewesen ist von Gedanken

und Ideen, die zu den tiefsten gehören, die die Menschheit von jeher bewegt haben. Und deshalb erklingen die Arbeitsschläge aus den verschwundenen alten Bau- und Steinmetzhütten auch heute noch vornehmlich an das geistige Ohr eines jeden, der nur hören will. Und sie werden weiter erklingen bis zu jenem Augenblick, wo des Großen Weltenmeisters gewaltiger Hammerschlag jedem Hörenden den letzten Feierabend bereiten wird! — —

Die Entwicklung der alten Bauhütten und Steinmetzbruderschaften hat sie uns gezeigt als Pflieger und Weiterverbreiter eines dem Orient entstammenden uralten freieren Gottesbegriffs. Im Lauf der Zeit streiften die geistigen Kreise in ihnen das rein Handwerksmäßige mehr und mehr ab und entwickelten sich gewissermaßen zu freien religiösen Genossenschaften, die auch gebildete Nichtfachleute in ihre Kreise aufnahmen und mit ihnen zusammen Gebrauchtum und Symbolik pflegten. Diese Freien und Angenommenen Maurer, wie sie sich nannten, traten dann vor rund 200 Jahren, im Jahre 1717, in dem damals politisch wie geistig freiesten Lande der Erde, in England, geschichtlich dadurch in die Erscheinung, daß die vier in London bestehenden Werklogen der Freien und Angenommenen Maurer, die nach den Gasthöfen, in denen sie ihr Heim hatten, „Zur Gans“, „Zur Krone“, „Zum Apfelbaum“ und „Zum Römer“ genannt wurden, sich zu einer Einheit zusammenschlossen und aus ihren alten Überlieferungen heraus sich Gesetze gaben, die freiesten, religiösen Anschauungen entsprungen waren. Durch die in England damals herrschenden geistigen Strömungen war dies alles vorbereitet, wenn nicht gar veranlaßt worden. Der in England, z. T. auch in Deutschland und Frankreich, im 17. und 18. Jahrhundert weitverbreitete Deismus, dessen Hauptvertreter u. a. der Baron von Cherbury, der Graf von Shaftesbury, Thomas Hobbes, John Locke, Spinoza, John Towland gewesen sind, hat wohl mit am meisten zu dem Hinaustreten der Freien Maurer in die Öffentlichkeit beigetragen. Nicht als besondere kirchliche Glaubenssekte ist der Deismus aufgetreten, er hatte seine Anhänger vielmehr in allen Lagern und kirchlichen Richtungen. Diese verwarfen den von der Kirche geforderten Offenbarungsglauben an die unmittelbar göttliche Wahrheit der positiven Lehren der Kirchen und strebten danach, den Glauben an Gott und göttliche Dinge auf eine mehr vernunftgemäße Basis zu stellen. Aus den als unhaltbar erkannten Dogmen suchten sie das diesen zugrundeliegende, bleibend Wahre zu finden und vertraten die Ansicht, daß alle positiven Religionen gewisse gemeinsame Wahrheiten enthalten, die zusammengefaßt, die Eine, allein wahre, natürliche Religion ergeben, die ein vernünftiges Denken, wie sittlich gutes Leben voraussetzt und in der Gottesidee den letzten und obersten Grund aller Dinge erblickt. Religionswahrheit galt ihnen als moralische Notwendigkeit. Die Bibel erklärten sie für entstellt. Ein dem vernünftigen Denken nicht

widersprechendes Gottesbewußtsein, ein sittlich gutes Leben, innere Reinheit des Herzens und Gemütes galt ihnen als hinreichende, als vollkommene Religion

Auf so vorbereiteten Boden traten die Freien Maurer geschichtlich in die Öffentlichkeit. Von Anfang an von kirchlicher Seite auf das heftigste angefeindet, fanden sie aber in aller Welt, namentlich unter den Gebildeten, auch weiteste Zustimmung. Ein Schleier des Geheimnisvollen umwehte sie. Zu Anfang fehlte ihnen im Grunde genommen jede Wissenschaftlichkeit, denn die von dem Dr. Anderson, Geistlichen der schottischen Presbyter in London, geschaffenen allerersten Unterlagen der Freien Maurer sind, mit Ausnahme der noch heute geltenden „Alten Pflichten“, alles andere als wissenschaftlich, besonders seine fabelhafte Geschichte, die bis auf Adam zurückgeht. Und so war das Leben und Treiben in den Logen und Bauhütten der Freien Maurer in den ersten Jahrzehnten nach ihrem Entstehen meist nur ein reines, oft in wüste Szenen ausartendes Klubleben. Erst nach und nach erlangten ideale Männer die Oberhand und begannen die neue Sache wissenschaftlich anzufassen. Wie wenig man damals unterrichtet war, beweist am besten Lessings „Ernst und Falk“, diese tiefgründigen „Gespräche für Freimaurer“, in denen er behauptete, daß der Name „Freie Maurer“ vor dem Anfang des 18. Jahrhunderts nicht gehört worden sei, ebensowenig wie der englische Name „Free-Mason“, und daß der Orden sich der Symbole des Maurerhandwerks bediene, beweise nicht, daß das Geheimnis des ersteren sich von altersher vornehmlich in diesem erhalten, sondern habe einen ganz andern Grund. Da erscheint es denn als ein recht eigenartiger Zufall, daß ein katholischer Geistlicher, der Abbé Grandidier, der erste gewesen ist, der die Freien Maurer auf ihre Abstammung von den Bauhütten der Bau- und Steinmetzgenossenschaften des deutschen Mittelalters hingewiesen hat. Grandidier hatte von seinem Bischof den Auftrag, eine geschichtliche und topographische Abhandlung über die Straßburger Kathedrale zu verfassen, zu welchem Zweck ihm die geheimen Archive des Hohen Stiftes Unserer lieben Frauen zu Straßburg geöffnet wurden. Hier fand er das alte Bruderbuch der Steinmetzen von 1459 und noch manches andere und sprach danach, zuerst 1779, seine Vermutung über einen Zusammenhang der alten Bauhütten und Steinmetzen mit den Freien Maurern in verschiedenen Zeitschriften aus. Die damalige Freimaurerwelt, namentlich in Deutschland und Frankreich, war aber erfüllt von unsinnigen Fabeln und Märchen über Abstammung von den Ordensrittern der Kreuzzüge und noch viel tolleren Sachen. Deshalb wurden Grandidiers Andeutungen und Hinweise unbeachtet beiseite geschoben, denn man wollte doch lieber von „Rittern“ abstammen, als von schmutzigen Maurergesellen! Die wissenschaftlich gerichteten Köpfe unter den Freien Maurern griffen die Feststellungen des französischen Abbé jedoch auf und forschten weiter. Und so wurde

Schritt für Schritt die Spur offengelegt, die den Weg andeutet, den die Freie Maurerei im Lauf der Zeiten zurückgelegt hat. Und wenn auch die geistige Spur ihrer inneren Entwicklung und ihres inneren geistigen Wesens nicht überall mit gleicher Deutlichkeit und Gewißheit sich verfolgen läßt, das eine dürfte feststehen: Stets und zu jeder Zeit hat eine freie geistige Maurerei bestanden. Geistige Freiheit hat sie hochgehalten und eine freie Gotteserkenntnis, ein freies Menschentum entwickelt, bewahrt und gepflegt. Und in dieser Arbeit wird sie fortfahren, bis der letzte Mensch als Letzter der Freien Maurer die müden Augen schließen wird zum ewigen Schlummer!

Literatur u. a.:

1. Dr. Back, Steinmetzzeichen. Altenburg, 1861.
 2. Heideloff, Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Nürnberg, 1844.
 3. Heimsch, Handwerksgebrauch der alten Steinhauer, Maurer und Zimmerleute. Stuttgart, 1872.
 4. Jennert, Die Bauhütten des deutschen Mittelalters. Leipzig, 1876.
 5. Stieglitz, Über die Kirche der heil. Kunigunde zu Rochlitz und die Steinmetzhütte daselbst. Leipzig, 1829.
 6. Stieglitz, Die Baukunst der Alten. Leipzig, 1796.
 7. Stieglitz, Geschichte der Baukunst. Nürnberg, 1827.
 8. R..., Die Verbindungen der Maurergesellen und ihre Gebräuche. Lübeck, 1841.
 9. Schwetschke, Hallesche Steinmetzzeichen. Halle, 1852.
 10. Winzer, Die deutschen Bruderschaften des Mittelalters, insbesondere der deutschen Steinmetzen usw. Gießen, 1859.
 11. Dr. A. Reichensperger, Die Bauhütten des Mittelalters. Kölner Domblatt, 1858.
 12. Franz von Rziha, Studien über Steinmetzzeichen. Wien.
 13. Fallou, Die Mysterien der Freimaurer. II. Aufl., Leipzig, 1859.
 14. Kloß, Geschichte der Freimaurerei. Leipzig, 1855.
 15. Schauberg, Symbolik der Freimaurerei. Schaffhausen, 1861—63.
 16. Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. II. Aufl., Leipzig, 1863—67.
 17. Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. III. Aufl., Leipzig, 1900—1901.
 18. Krause, Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbruderschaft. II. Aufl., Dresden, 1820—21.
 19. Prof. Dr. Messmer, Kunstgeschichte des Kreuzes. Schaffhausen, 1870.
 20. Frhr. von Wedekind, Der Pythagoräische Orden, die Obskurantervereine in der Christenheit und die Freimaurerei. Leipzig, 1820.
 21. Heldmann, Die dreyältesten geschichtlichen Denkmale der teutschen Freymaurerbruderschaft. Aarau, 1819.
 22. Die Monatshefte der Comeniusgesellschaft.
 23. Schultze, Die Katakomben usw. Leipzig, 1852.
 24. Roller, Les Catacombes de Rom. Paris, 1881.
-

Comenius und die Freimaurerei

Von Professor Dr. C. Theod. Lion



Die 1892 erfolgte Gründung der Comenius-Gesellschaft wurde im Kreise von Männern beschlossen, „die zwar dem Gedanken der Humanität innerlich nahestanden, die aber äußerlich keine Beziehungen zu den Logen besaßen, meist sogar nicht einmal wußten, daß Comenius sehr vielen Freimaurern als geistiger Bahnbrecher und Vater ihres Bundesbestrebens galt.“ Zu diesen gehörte auch ich, der ich dem Bunde der Freimaurer nicht angehöre, und ich habe erst später den engen Zusammenhang erkannt, der zwischen Comenius und der Freimaurerei besteht. Es soll meine Aufgabe sein, diesen Zusammenhang klarzulegen, der ja die Bedeutung des Comenius noch in einem weiteren Sinne beleuchtet, als man sie gewöhnlich einzuschätzen pflegt: seine pädagogische Wirksamkeit erstreckte sich nicht bloß auf die Erziehung der Jugend, sondern galt überhaupt der Erziehung des Menschengeschlechts. Der internationale Bund der Freimaurer wurde im Jahre 1717 in London unter dem Namen Society of Masons gegründet, Comenius starb am 15. November 1670. Jene Organisation mit ihrer Symbolik und ihren Zielen wäre in der Weise ihrer Ausführung nicht möglich gewesen, wenn nicht schon ähnliche Gesellschaften früher bestanden hätten, die in mancher Beziehung zum Vorbilde dienen konnten.

Dahin gehört zunächst die „deutsche Sozietät“, die sogenannte Akademie des Palmbaums, die auf Anstiften des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen im Jahre 1617 gegründet wurde: Fürst Ludwig war seinerseits in Florenz am 21. August 1600 Mitglied der Academia della Crusca geworden. Die ersten Schritte geschahen in aller Stille, und länger als 30 oder 40 Jahre wurde über Verfassung, Symbole und Mitglieder Schweigen beobachtet. Trotz des engen Anschlusses an die Formen, wie an die Ziele der italienischen Akademien verhüllte die neue Gesellschaft auch den Namen „Akademie“. Es war dies deshalb notwendig, weil jene Akademien sehr zahlreiche und mächtige Gegner hatten. Roheit und Haß zwangen die Mitglieder, die die Bezeichnung Gesellschaft, Sodalität, Sozietät, Kollegium oder Kompagnie wählten und sich Sodalen oder Kollegen nannten, dazu, ihre höchsten Ziele unter der Hülle von Sinnbildern und Zeichen zu verbergen und sie nur Einzelnen zu offenbaren. Der Zweck der Gesellschaft sei, sagte Fürst Ludwig, auf die Pflege löblicher Tugenden und der Muttersprache gerichtet, womit er freilich keineswegs das ganze Programm, aber doch einen wichtigen Teil davon enthüllte. In gleicher Weise ist auch der Name „fruchtbringende Gesellschaft“ zu verstehen. Die Förderung der deutschen Sprache war eben für die Eingeweihten nur das Kleid, das die höchsten und letzten Ziele vor den Augen gefährlicher Gegner ver-

hüllte. Wenn man die Zeiten berücksichtigt, in denen sie wirken mußten, wird man dieses Bestreben begreiflich finden, das freilich dazu geführt hat, daß sich die neueren Forscher meist dazu haben verleiten lassen, die Hülle für das Wesen der Sache anzusehen. Die Mitgliederliste wurde erst im Jahre 1673, als die Gesellschaft der Auflösung nahe war, bekannt, und es ist im Hinblick auf die Geschichte des Comenius besonders beachtenswert, daß gerade einige seiner böhmischen und österreichischen Landsleute, die um der Religion willen aus der Heimat verbannt waren, in der Gesellschaft des Palmbaums (im Jahre 1631) Aufnahme suchten und fanden. Später ward auch Johann Valentin Andreä Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, der er in einem Schreiben vom 17. Dezember 1646 Dank für seine Aufnahme abtattet: er werde sich gemäß der Norm und den Gesetzen der Gesellschaft ein Streben bewahren, das auf die Erforschung der christlichen Wahrheit, auf die Besserung des sittlichen Lebens, die Pflege und Kultur des Geistes, auf den Ausbau der Literatur und die Pflege der deutschen Muttersprache gerichtet sei; auch verspreche er, sich friedfertig, gefällig und fügsam (vorbehaltlich seines Religionsbekenntnisses) zu zeigen.

Von ganz besonderer Bedeutung für unsere Frage ist es jedoch, daß Andreä selbst schon im Jahre 1621, wie er in einem Schreiben an Comenius vom 16. September 1629 mitteilt, eine Fraternitas Christi (auch Societas christiana genannt), christliche Brüderschaft (Gesellschaft) zusammengebracht hatte, in die Comenius auf seine dem Andreä kundgegebene Bitte im Jahre 1628 aufgenommen worden war. Andreä hatte ihm in einem Schreiben vom 4. September 1628 geantwortet: „Ich nehme Dich gern als Freund auf, wenn Du, wie Du schreibst, von aller Partei- und Streitsucht entfernt, der Wahrheit allein vertraut und Dich unterwirfst und die christliche Freiheit unter dem Bande der Liebe umfassest.“ Über die Gesellschaft gibt er in dem erwähnten Schreiben vom 16. September 1629 weitere Auskunft: „Wir waren in ziemlicher Anzahl und hoch angesehene Männer, die sich nach dem übel berüchtigten Possenspiel (der Rosenkreuzer-Brüderschaft) dazu vor etwa 8 Jahren vereinigten, und noch mehr standen in Bereitschaft: da überfielen uns die Wirren in Deutschland und warfen uns nahezu auseinander. Die meisten, in ein besseres Vaterland hinweggeführt, verließen uns, einige versanken in Trauer, andere tauchten hinein in die Wirren, andere gaben alle Hoffnung auf, ich zog die Segel ein. Wenige sind wir übrig geblieben, mehr nach einer seligen Auflösung schmachtend, als der Reinigung des Augiasstalles gewachsen. Daher überlassen wir es Euch, die Trümmer unseres Schiffbruchs zu sammeln und, wenn es Euch beliebt, wieder auszubessern, hinreichend befriedigt, wenn wir nicht ganz unser großes Beginnen verfehlt haben . . . Unser Ziel war, Christus an seine Stelle wieder einzusetzen, die Götzenbilder, sei es die religiösen oder die literarischen, ohne Unterschied abzustoßen. Aber er wird sich

zu seiner Zeit selbst einsetzen, und hat vielleicht von uns nicht mehr Mühe verlangt als von David einstmals einen Tempel*). Daß wir Deutschen nur Deutsche gewählt haben, war ein willkürliches Gesetz und wurde schon damals geändert: Die gute Sache läßt alle Volksstämme als Genossen zu, insbesondere die, die die Christenverbannung**) vereinigt.“

Die Briefe des Andreä an Comenius sind uns besonders interessant, weil jener in dem vertraulichen Briefwechsel die Ziele der Gesellschaft, die sonst mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt wurden, klarer darlegt. Er betont, daß alle Partei- und Streitsucht fernbleiben soll, legt besonderen Nachdruck auf das Streben nach Wahrheit, will, daß christliche Freiheit und Liebe herrschen sollen: allein Christus soll Herr und Heiland sein, religiöse Götzenbilder sollen entfernt werden, und die Muttersprache soll die ihr gebührende Stellung einnehmen. Was ist das alles im Grunde anderes als die Idee der Humanität!

Über den Einfluß, den Andreä auf Comenius ausgeübt hat, äußert sich dieser in einem Briefe an Hesenthaler, Amsterdam, 1. September 1656, wo er den Verlust seiner Bücher und Handschriften bei der Zerstörung von Lissa beklagt und ihn bittet, ihm in einer Sache zu Hilfe zu kommen: er wisse wohl, daß ihm alle Schriften des sel. Joh. Valentin Andreä von hohem Interesse gewesen seien (inde enim fere mihi primordia pansophicarum cogitationum hausta erant*), von denen er acht Titel angibt: er bitte ihn, sie um jeden Preis anzukaufen und ihm zu übersenden.

Damit sind wir nun zu einem weiteren Bindeglied gekommen, das den Comenius mit dem Bunde der Freimaurer verknüpft: es ist die Pansophie, als deren Inhalt der Satz hingestellt wurde: „Omnia ab uno, omnia ad unum, d. h. alles fließt aus dem Einen, alles strebt zum Einen.“ Man hat sie deshalb auch All-einslehre genannt. Diese Allweisheit galt ihm, wie er in einer 1666 veröffentlichten Panegersia (d. h. Allerweckung, Weckruf) sagt, als der „Königliche Weg des Lichtes und des Friedens“, als „Weg der Einheit, Einfachheit und Freiheit“, den er der ganzen Menschheit zeigen wollte. Wahres Menschentum und wahres Christentum sind für ihn zusammenfallende Begriffe, und die Grundlage des einen wie des anderen ist die Pansophie: aus ihr fließen alle Schlüsse und Urteile derer, die den „Tempel der Weisheit“ nach den Gesetzen des „allmächtigen Baumeisters“ aufrichten wollen. Er spricht sich weiter dahin aus, daß Gott, um die Menschen und alle menschlichen Dinge in Harmonie zu bringen, einen dreifachen, leichten, angenehmen, offenen Weg gezeigt habe: den Weg der Einheit, der Einfachheit und der Freiwilligkeit. „Eins (einig) nennen wir, was in

*) Vgl. 2. Sam. 7, 5. 6., 1. Chron. 23, 8. 29, 3.

**) Darunter ist die Verbannung der böhmischen Brüder zu verstehen.

***) Daraus hatte ich nämlich so ziemlich die Anregung zu meinen pansophischen Gedanken geschöpft.

allen seinen unter sich wohlverbundenen Teilen so zusammenhängt, daß, wenn sich das Ganze bewegt, sich alle seine Teile bewegen. Einfach ist, was innerhalb seiner selbst nicht aus mehrerem besteht, daher sich allseits ähnlich, selbstgenügend, unveränderlich ist. Freiwillig ist, was durch seine eigene Bestimmung (Selbstbestimmung), das ist frei, nach eigener Neigung wird oder wirkt. Dem Einen ist die getrennte Vielheit, dem Einfachen das Zusammengesetzte, dem Freiwilligen das Gezwungene entgegengesetzt. So ist denn meine Meinung, wir sollen von der getrennten Vielheit zur Einheit, von den vielen Verwirrungen zur Einfachheit, von den Gewalttätigkeiten zu der angeborenen Freiheit zurückkehren.“

Die Einheit und die auf sie gegründete Vereinigung ist das Ebenbild der Gottheit. Denn Gott ist ein Wesen und doch alles, er ist alles und doch eines. Eins ist er seiner Wesenheit nach, alles nach seinen Eigenschaften. Als er alle Dinge außer sich entfaltetete, verband er doch alles in eine Ordnung, damit im Weltall alles mit seinem Ganzen verbunden sei und ihm diene. Daß aber unter den Menschen eine allgemeine Einheit und mitteilende Vereinigung bestehe, dazu hat Gott selbst den unerschütterlichen Grund gelegt durch die Gemeinsamkeit seines Ebenbildes und die Vereinigung unser aller auf einem in sich abgeschlossenen Wohnplatze. „Siehe, so wollte Gott, der einer alles ist, daß wir, sein Bild alle einer seien.“

Die Einfachheit heißt mit Recht eine Spur Gottes. Weil der Mensch das vollendetste Werk Gottes ist, so ist in ihm geradezu ein Ebenbild der göttlichen Einfachheit derart, daß er von außen so wenig als möglich abhängt, mit des Geistes Auge Gott erkenne und sich im Urteilen von wo anders her nicht ungebührlich beeinflussen lasse, daß er, Gott ähnlich, mit Freiheit wolle, aber gezwungen werden nicht wolle, daß endlich dem Menschen Kräfte verliehen sind, womit er das seiner Natur Angemessene bewirke, d. i., was er einsieht und will, ausführe.

Freiheit ist der Charakter der Gottheit, den Gott seinem Ebenbilde eingedrückt hat, daß er in den mannigfaltigen freien Handlungen des Menschen, als seines Nachbildes, sich selbst als das Urbild mit Wohlgefallen beschauet. Gott erinnert den Menschen, Gutes zu tun, aber er zwingt ihn nicht, und sowie er selbst der menschlichen Natur keine Gewalt antut, so ist es ihm zuwider, wenn derselbe woandersher Gewalt leidet.

Ich werde die Übel angeben und die Heilmittel. Ich habe mir vorgenommen, nur vorzuschlagen, was allen durchaus wünschenswert erscheint, dessen Möglichkeit bald alle einsehen werden, nichts zu versprechen, außer wozu sich schon geebnete oder sicher und leicht zu ebende Wege zeigen. „So kommt denn alle, denen euer und eures Geschlechtes Heil am Herzen liegt, die ihr Gott fürchtet, aus jedem Volk, von jeder Zunge und Sekte, denen die menschlichen Verirrungen ein Abscheu sind —, laßt uns unsere hilfreichen Anschläge vereinen! —

auf daß alles, was uns vom Lichte des Geistes ausschließt, was uns von Gott trennt und voneinander ungesellig absondert, aufgehoben werde. Vor allem aber erwachet ihr, denen verliehen ist, den menschlichen Dingen vorzustehen: ihr Erzieher des Menschengeschlechts, ihr Philosophen; ihr, die ihr Seelen von der Erde zum Himmel führt, ihr Theologen; ihr einstweiligen Beherrscher der Erde, ihr Verwalter und Statthalter des Friedens, ihr weltlichen Oberherren! Ihr alle zugleich seid die Ärzte der Menschheit! Laßt uns alle miteinander einen heiligen Vertrag schließen! Zuerst, daß uns allen nur ein Ziel vor Augen stehe: Das Heil der Menschheit, daß ferner das Ansehen der Personen, der Nationen, der Sprachen, der Sekten hierbei gänzlich beiseitgesetzt werde, damit sich nicht Liebe und Haß, Neid oder Verachtung einmische; daß wir ferner eine wahre und wirkliche Verbesserung unserer Verderbnisse suchen. Und da ich hoffen kann, das schönste Urbild eines besseren Zeitalters vor Augen zu stellen, so fordere ich, daß, wer zu beschauen hierher kommt, ein Auge herzubringe, ein reines Auge, einen freien Blick, ohne Augengläser. Keiner entziehe sich der Beratung, bevor nicht alle Ratschläge gehört worden sind. Endlich bedinge ich mir bei diesem ganzen Werke von allen Seiten beruhigte, von Streitsucht reine Gemüter; denn wir wollen auf dem Wege dieser brüderlichen Beratung nicht streiten. So werden uns Demut vor Gott, innige Liebe gegen unsere Mitbrüder und reine Wahrheitsliebe treue Führer zu allgemeiner Übereinstimmung sein.“

Mit diesen Bestrebungen fand Comenius besonders durch Samuel Hartliebs Bemühungen zunächst in England großen Anklang; er hat seinen Kampf dafür bis zu seinem Tode fortgesetzt. Er spricht sich noch in dem zehnten Kapitel des *Unum necessarium*, des Einzig Notwendigen, das er im Jahre 1668 zu Amsterdam erscheinen ließ, ausführlich darüber aus. Seine Schüler und Freunde in den Sozietäten des Humanismus blieben auch nach seinem Ableben dafür erfolgreich tätig.

So wird es durchaus erklärlich, daß, als man in England, wie es schon um das Jahr 1640 der Fall gewesen war, im Jahre 1717 abermals den Versuch machte, eine internationale Organisation der maurerischen Sozietäten unter neuem Namen zustandezubringen, den Bau auf der damals dafür vorhandenen Grundlage sowohl in Hinsicht auf die Symbolik wie auf die Grundsätze aufführte. Man gab der Organisation den Namen *Society of Masons*, der ihr bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Der Beweis für die Anlehnung an die pansophischen Ideen des Comenius läßt sich leicht führen, wenn man *The Constitutions of the Freemasons*, die 1723 und 1738 in London gedruckt wurden, stellenweise mit den oben angeführten Ansichten und Worten des Comenius vergleicht. Wir führen hier noch eine Stelle aus dem eröffneten Sprachentor des Comenius an, wo er nach der geschichtlichen Schilderung der

4 Hauptreligionen (der Heiden, Juden, Christen, Mohamedaner) mit den Worten schließt: „Es ist zu beklagen, daß wir hierin nicht über-einkommen, wo es uns zukäme, daß die größte Übereinstimmung statt-fände: in der Verehrung des einen Urhebers aller Dinge. Ebenso unzu-lässig ist aber auch, was die Libertiner tun: nämlich alle Religionen zu billigen und einer beliebigen anzuhängen: Denn dabei ist Selbst-betrug, und der eifrige Gott will, daß wir in seiner Verehrung eifrig seien ohne Lauigkeit.“ Damit vergleiche man das erste Altgesetz (Old charge) des Konstitutionenbuchs vom Jahre 1738: „Gott und die Religion betreffend. Ein Maurer ist durch seine Bundesangehörigkeit verpflichtet, das Sittengesetz wie ein echter Noachide zu beobachten; und wenn er richtig der Zunft angehört, wird er nie ein stumpfsinniger Atheist, noch ein irreligiöser Libertiner sein, noch wider das Gewissen handeln.“

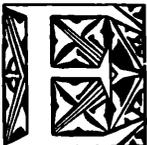
In früheren Zeiten wurden die christlichen Maurer angehalten, sich den christlichen Gebräuchen eines jeden Landes, wo sie reisten oder arbeiteten, anzuschließen: aber da sich die Maurerei nun bei allen Nationen sogar verschiedener Religion findet, sind sie jetzt nur gehalten, der Religion anzuhängen, in der alle Menschen übereinstimmen (dabei jeden Bruder seinen eigenen besonderen Meinungen überlassend), nämlich gute und wahre Menschen, Männer von Ehre und Rechtlichkeit zu sein, durch welche Namen, Religion oder Überzeugungen sie sich auch unterscheiden mögen. Denn sie stimmen alle überein in den drei großen Artikeln Noahs, was genügt, um den Kitt der Loge dauernd zu be-wahren. So ist die Maurerei der Mittelpunkt ihrer Einigung und das glückliche Mittel, Personen miteinander zu versöhnen, die sonst in beständiger Entfernung voneinander hätten bleiben müssen.“ Die Hin-deutung auf die Arche Noah in Symbolik und Sprache findet sich in gleicher Weise in den Sozietäten des 16. und 17. Jahrhunderts, in denen auch Steinmetzzeichen und -bräuche nachweisbar sind. Man ver-gleiche noch die Stelle aus dem Unum necessarium im neunten Kapitel: „O wenn sich doch die menschliche Torheit aufrichten wollte an der göttlichen Weisheit, wenn sie doch das Gemeine von dem Kostbaren scheiden und alles Schlechte, Eitle und Überflüssige von sich abwenden lernte! Wie bald würden dann Philosophie, Politik und Religion ein anderes Gesicht zeigen! Das wäre die einfachste, leichteste und sicherste Art der Reformation, wenn wir uns nach Entfernung alles Unnötigen allein mit dem begnügen wollten, was not ist. In der Philo-sophie z. B., wenn wir schlechtweg nichts behaupten wollten als nur die reine Wahrheit, wenn wir nichts mit Ausdauer erstrebten, als nur das reine Gute, wenn wir mit Beharrlichkeit nichts unternähmen als nur das wirklich Erreichbare, Leichte und Nützliche, dann würden wir bald die Dinge dieses Lebens beherrschen. Auch der Staat würde dabei gut fahren, wenn ein jeder nur das allen gemeinsame Ziel allgemeinen Glückes, nämlich die Wohlfahrt der Gesellschaft, im Auge hätte,

erstrebte und danach handelte. Dann müßte aber ein jeder an seiner Stelle seinen Platz ausfüllen. Keiner dürfte sich dreist vordrängen, keiner sich sklavisch unterordnen; einer müßte sich dem andern anpassen und in freier Liebe dem Nächsten dienen. Ähnlich würde es mit der Religion sein. Wenn wir nur jenes höchste und beste Gotteswesen, von dem allein uns alles Gute kommt, anbeten wollten, wenn wir ihn, die vollkommene Güte, völlig liebten, damit er uns auch wieder väterlich lieben könnte, wenn wir uns in Ehrfurcht vor seiner Macht beugten, damit er sie gegen unsern Mutwillen nicht zu zeigen brauchte, dann würde er uns allen auch seine Barmherzigkeit nicht versagen, wie er ja auch seine Sonne für jeden scheinen läßt.“ Ist das schließlich etwas anderes als das, was in dem Konstitutionenbuch gefordert wird? Aus dem Jahre 1738 stammt auch die Relation apologique et historique de la Société des Francs-Maçons, die die Grundsätze der neuen Gesellschaft in wenigen Worten also zusammenzufassen sucht: „Alle Dinge in der Welt sind eins, und dieses Eine befindet sich ganz in allen Dingen. Das, was wir alles in allem heißen, ist Gott, ein ewiges, unermessliches und höchstes Wesen. In diesem All leben, weben und sind wir. Durch dieses All ist jedes Ding hervorgebracht, und in dasselbe müssen alle Dinge wieder zurückkehren. Mit einem Worte, er ist der Grund und der Zweck aller Dinge. Aus diesen festen Grundsätzen werden alle Schlüsse und Urteile der Freimaurer aufgebaut.“ Hören wir da nicht deutlich genug die Anklänge an die Pansophie des Comenius heraus?

Zum Schluß gebe ich als Hauptquelle meiner Erörterungen die Monatshefte der Comenius-Gesellschaft an; ich habe mich bestrebt, das reiche Material, das sie mir geliefert haben, in kurzer, das Wesentliche heraushebender Darstellung zu verarbeiten.

Die Idee der Hamburger Jugendhochschulgemeinde

Von Dr. Ernst Foerster



Es gibt zwei Methoden, den Menschen eine Idee zu bringen. 1. Man geht von einer ganz kleinen Gruppe von Menschen aus, die zu Jüngern einer Idee werden, also eine Gemeinde bilden. Diese kleine für eine Idee begeisterte Schar wird dann später der Ausgangspunkt der Bewegung. Erst wenn der Meister nicht mehr ist, werden die Jünger im allgemeinen zur völligen Selbständigkeit kommen und von sich aus mit der Verbreitung der Idee in größeren Volkskreisen beginnen und zwar nach dem gleichen System wie einst der Meister; jeder einzelne Jünger wird wieder zum Meister und sammelt eine Gemeinde seiner Idee um sich. 2. Die andere

Methode zeitigt schnellere Erfolge. Der Führer tritt mit seiner Idee gleich an die große Menge heran und sucht die Massen mit sich fortzureißen. Das tägliche Leben hat aber gezeigt, daß selbst äußerst begeisterte Massen auf längere Zeit nicht zusammenzuhalten sind. Nach bedeutenden Anfangserfolgen setzt ein großer Gegenschlag ein, es stürzt in den meisten Fällen alles wieder in sich zusammen, was vorher mit so großer Mühe aufgebaut worden ist. Je schneller der Erfolg der neuen Idee eintrat, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß die für sie gewonnenen Massen wieder von ihrem Führer abfallen.

Die Hamburger Jugendhochschulgemeinde sucht nun systematisch beide Methoden miteinander zu verknüpfen. Der Beginn der Bewegung liegt schon 10 Jahre zurück. Ich ging von der Bildung einer kleinen Gruppe, einer Gemeinde, aus, der ganz allmählich die Gründung anderer Gruppen folgte. Es hat sich nun gezeigt, daß auf ein größeres Anwachsen stets wieder ein Zurückgehen der Bewegung folgte. Sowie eine gewisse Zahl überschritten war, konnte der Führer die einzelnen Mitglieder nicht mehr genügend kennen lernen, durch Bildung mehrerer solcher Gemeinden konnte er den verschiedenen Gruppen nicht mehr genügend Zeit und Kraft widmen. Die Folge davon war das Zurückgehen der Gesamtzahl, aber gleichzeitig wurde dadurch die Tüchtigkeit der Übrigbleibenden so gestärkt, daß durch ihre Mitarbeit wieder ein Anwachsen der Bewegung ermöglicht wurde. Dieses Auf und Ab in der Entwicklung, das anfangs ungewollt eintrat, habe ich dann später völlig bewußt herbeigeführt. Ich ließ auf eine Periode der Arbeit in ganz beschränkter Zahl eine andere folgen, in der ich an eine größere Gruppe von Menschen herantrat. Hatte ich eine größere Menge zusammengebracht, so nahm ich eine Auswahl vor und arbeitete mit dieser kleineren Gruppe dann wieder intensiver zusammen. So entstand ein gewisser Rhythmus der Bewegung — zuerst ganz ungewollt, dann völlig gewollt —, die charakteristisch für die Wirkungsweise der Hamburger Jugendhochschulgemeinde ist. Durch Verbindung mit gleichgesinnten Führern wurde das ganze auf eine breitere Grundlage gestellt.

Die Hamburger Jugendhochschulgemeinde hat ihre Eigenart durch ihre Entwicklung aus einer Jugendgemeinde bekommen, deren Mitglieder weder einer bestimmten Volksklasse angehören, noch zu einem Spezialzweck zusammengekommen sind. Bei der Aufnahme wird weder nach Stand, Politik noch Konfession gefragt. Die ersten Mitglieder hatten sich ganz zufällig zusammengefunden. In der Schule fand sich nie genügend Zeit, all die vielen Fragen der Schülerinnen zu beantworten, die nicht direkt mit dem Pensum der Klasse zu tun hatten. Da baten mich meine tüchtigsten Schülerinnen, einen Ausflug anzusetzen, wo jede nach Herzenslust Fragen über für sie noch ungeklärte Ideen stellen konnte. Zur Zeit der Gründung der Jugendgemeinde von 1910 war ich Oberlehrer an

einem Lyzeum mit anschließendem Realgymnasium und Oberlyzeum; daher stammt ein beträchtlicher Teil unserer Mitglieder aus den gebildeten Schichten. Unter meiner und meiner Frau Leitung fanden dann später regelmäßige Ausflüge statt — Peripatetiker wurden wir scherzhaft genannt —, an denen allmählich auch immer mehr Volksschülerinnen teilnahmen. Der Wanderinnenvereinigung folgte einige Zeit darauf eine Wanderervereinigung (ich unterrichtete jetzt an einer Knabenschule im Hauptamt und an einer Mädchenschule im Nebenamt), und beide zusammen haben dann den Grundstock der Jugendhochschulgemeinde gebildet. Die beiden Jugendgemeinden bestehen auch als solche weiter; sie beschränken sich durchaus nicht nur auf Besprechungsausflüge, sondern sind mehr und mehr zur Jugendbewegung geworden und erstreben in Ergänzung der Schule vor allem Charakterbildung.

Die Hamburger Jugendhochschulgemeinde will eine ausgeprägte Führerschule sein. Ich ging bei ihrer Gründung (1917) von dem Gedanken aus, daß die Volkshochschule — die Hamburger Jugendhochschulgemeinde ist mit Recht als eine Versuchsschule des Volkshochschulgedankens bezeichnet worden — zwei ganz verschiedene Aufgaben zu erfüllen hat. Erstens muß eine Gesamt-Volkshochschule geschaffen werden, wo die großen Massen zu ihrem Recht auf Bildung kommen, und zwar muß man hier wieder zwei Arten von Schulen unterscheiden: a) Fachschulen, b) Kulturschulen (auch Seelen-Volkshochschulen genannt); zweitens muß durch Auswahl besonders geeigneten Schülern aus der Fachschule Gelegenheit zum Besuch von Universität und allen sonstigen Arten von Fachhochschulen und geeigneten Schülern aus der Kulturschule Gelegenheit zum Besuch einer „Führerschule“ gegeben werden. Die Führerschule soll später in erster Linie geeignete Lehrer der Kulturschule ausbilden, dann aber auch Führer jeder Art, die es sich zur Aufgabe machen, in Jugendpflege und Jugendbewegung anregend zu wirken. Die Hamburger Jugendhochschulgemeinde will eine solche Führerschule sein, sie legt von vornherein größtes Gewicht darauf, daß ein einheitlicher Gedanke im Mittelpunkt des Ganzen steht. Da wir eine Kulturführerschule bilden wollen, so suchen wir die Antwort auf die Frage zu geben: Was ist der Sinn des Lebens? Also Lebenskunde im tiefsten Sinne des Wortes wollen wir den Schülern bringen. Ich verstehe unter Lebenskunde auf alle bedeutsamen Gebiete der Bildung angewandte Philosophie, die dem Menschen den Weg zu einem wertvollen Leben weist. Unter diesem Gesichtspunkt müssen in der Führerschule vor allem folgende Gebiete in Angriff genommen werden: Religion, Kunst, Volkswirtschaft, Geschichte, Erziehungslehre und die Naturwissenschaften. Hiermit ist also die Wahnidee zerstört, als ob die Kulturschule ohne Wissenschaft auskommen könnte. Aber eben solch ein Unding ist es, sich „Nur-Fachschüler“ zu wünschen, die neben ihrem Spezialistentum in irgendwelchen technischen oder anderen Fächern nicht auch Kulturmenschen sein

dürften. Gerade den Spezialisten tut der Besuch einer Kulturschule als Ergänzung ihrer einseitigen Bildung besonders not.

Die erste Forderung für eine erfolgreiche Führerschule ist eine völlig einheitliche Leitung. Es dürfen nur Lehrer in ein und derselben Schule wirken, die von der gleichen Weltauffassung ausgehen. Jede wertvolle Lebensanschauung kommt in Betracht, und in den verschiedenen Führerschulen werden sich so Zentren der verschiedensten Weltanschauungen bilden. Daß die alte Schule trotz aller Anstrengungen keine ideale Erziehung leisten konnte, lag vor allem daran, daß sogar in der gleichen Klasse die verschiedensten Einflüsse zur selben Zeit auf den Schüler geltend gemacht wurden. Daß durch solch ein dauerndes Hin- und Herzerren der Seele des einzelnen Schülers keine harmonische Erziehung möglich wurde, ist selbstverständlich. Erstaunlich ist nur, daß man erst in unserer Zeit darauf verfällt, diesen „Stoffaufhäufungsanstalten“ Kulturschulen zur Ergänzung gegenüberzustellen.

Um dem Ideal einer harmonischen Erziehung nahe zu kommen, darf man Führerschulen nicht zu große Ausdehnung nehmen lassen. Je weniger Lehrer nebeneinander wirken, desto leichter ein harmonisches Hand-in-Hand-Arbeiten der Lehrer. Die Hamburger Jugendhochschulgemeinde hat vier Lehrer, und jeder von ihnen leitet eine Arbeitsgemeinschaft (wir nennen sie mit Nachdruck Aktivistengruppe) von 10—25 Mitgliedern, die aus weiteren Kreisen ausgewählt wurden. Während eines Semesters hat jeder Lehrer eine bestimmte Aktivistengruppe, doch können unter Umständen Schüler auch Mitglieder mehrerer Gruppen sein. Die Lehrer kommen möglichst oft zusammen, um sich über alles auszusprechen und eine gemeinsame Richtung der Erziehung aufrecht erhalten zu können. Auch alle vier Aktivistengruppen haben von Zeit zu Zeit gemeinsame Zusammenkünfte, und so bilden Führer und Schülerschaft eine Gemeinde.

Eingedenk der großen Wahrheit des Wortes „alles fließt!“ verwirft die Hamburger Jugendhochschulgemeinde jegliche dauernde Festlegung der Veranstaltungen. Gerade durch meine neu hinzukommende Tätigkeit als Dozent der Hamburger Volkshochschule ist mir diese anhaltende Weiterumbildung der Jugendhochschulgemeinde so recht zum Bewußtsein gekommen, da im Gegensatz zu dieser völlig freien privaten Unternehmung eine staatlich unterstützte Riesenveranstaltung wie die Hamburger Volkshochschule von vorherein gezwungen ist, in festgelegten Bahnen zu arbeiten. Unsere Führerschule ist in dauernder Weiterentwicklung begriffen. Die ersten beiden Jahre wirkte ich allein als Lehrer, um so eine grundlegende Einheitlichkeit zu ermöglichen. Dann brachten die anderen Lehrer ihre Arbeitsgemeinschaft als Auswahl aus den Kreisen ihrer Arbeitstätigkeit mit, und eine weitere Hinzuziehung anderer gleichgerichteter Gruppen mit ihren Führern ist möglich. So fort-

schreitend, denkt die Hamburger Jugendhochschulgemeinde eine immer stärker werdende Kulturgemeinde schaffen zu können.

Der große Feind der Idee der Jugendhochschulgemeinde, wie der jeder positiven Kulturarbeit überhaupt, ist eine verneinende, zersetzende Geistesrichtung unserer Zeit, die ich als den deutschen Nihilismus bezeichnen möchte. Die körperliche und geistige Unterernährung der letzten Jahre fängt an, verderbliche Folgen bei der ganzen Bevölkerung, besonders aber natürlich bei der heranwachsenden Jugend zu zeitigen. Die Wirkung der Kriegs- und Revolutionszeit ist aber um so verhängnisvoller, als schon die letzten Jahrzehnte vor dem Weltkrieg starke Anzeichen einer niedergehenden Kultur erkennen ließen. Eine Überzivilisation, die auf Kosten wirklicher Seelen-Kultur eine äußerlich immer vollendetere Technik schuf, hatte im Laufe der Jahre einem dürftigen Materialismus zum Siege verholfen, der Zustände hervorbrachte, die auf die Dauer unhaltbar wurden. Auf Kosten von Millionen Unbemittelter lebte eine geringe Oberschicht, die nicht einmal wie im alten Griechenland eine große Werte schaffende Geistesaristokratie hervorbrachte, sondern sich mehr wie im absterbenden Rom einer materiellen Genußsucht hingab, die zur Auflösung führen mußte. Beschleunigt wurde dieser Zersetzungsprozeß dann durch den Ausbruch des Weltkrieges. Die Revolutionszeit tritt nun das traurige Erbe der Vergangenheit, besonders der letzten Kriegsvorgänge, an. Zur seelischen Zerrüttung kommt die materielle Not. Beide zusammen sind die Ursachen des jetzt einsetzenden deutschen Nihilismus, der sich nicht damit begnügt, Schädliches zu bekämpfen, sondern wahllos alles ablehnt.

Jetzt hat die Hamburger Jugendhochschulgemeinde *) ihr scharf umrissenes Ziel: Begrenzung der Wirkungsmöglichkeit dieses Nihilismus auf Wertloses, und Mitarbeit beim Wiederaufbau einer neuen Menschheitskultur. Der Materialismus der vergangenen hundert Jahre hat sich selbst ad absurdum geführt. Der Nihilismus ist die notwendige Folgeerscheinung. Vorübergehend kann ihm ein versöhnlicher Relativismus entgegentreten. Aber erlösend wirken kann doch nur der Positivismus des Glaubens. Gerade bei völligem Erfassen der Grenzen aller menschlichen Erkenntnis darf unsere Zeit das ganze Erbe Kants antreten. Wir haben das Recht auf das Postulat des Glaubens. Wir Menschen werden ohne den Glauben nicht fertig, haben wir also den Mut zu dieser Bescheidenheit und erkennen wir die höchste Forderung wieder an: Du sollst Gott — das Wahre, Gute, Schöne — über alle Dinge lieben und deinen Nächsten wie dich selbst.

*) Näheres hierüber in meiner Schrift: Die Hamburger Jugendhochschulgemeinde und der Volkshochschulgedanke, 2. Auflage, Freideutscher Verlag A. Saal, Hamburg, 1919.

Der Erholungsgedanke in der neuen Erziehung

Von Dr. Fritz Klatt



chulerneuerung heißt vor allen Dingen natürlich praktische Neubildung von einzelnen Schulgebilden und Schularten. Freie und Versuchsschulen müssen als völlige Freistaaten kleinster Art im Staat geduldet werden, und zwar endlich nicht mehr mit dem Hintergedanken, als könnten sie gefährlich für den Bestand der großen Staatsschule werden. Niemals kann ja die Staatsschule zur freien Schule gemacht werden, weil sie ihrem Wesen nach gebunden ist und gebunden sein muß.

Diese Versuchsschulen müssen lediglich als Trieb und Gärungsmittel gelten und als solche zunächst mal vollständig in den Teig aufgenommen und darin verknetet werden. Nur dann haben sie innerhalb der Gesamterneuerung des Bildungswesens ihren Sinn. Man muß ihnen Ruhe lassen und womöglich 12 Jahre lang völlig selbständige Arbeit zubilligen. Es dürfen nicht alle drei Monate Kommissionen herzugereist kommen, um nachzusehen, was schon alles herausgekommen sei. Nach 12 Jahren könnte man dann ja nachsehen. Es würde wohl allerdings nicht nötig sein, weil die dann inzwischen herangebildete Generation sehr kräftig für oder gegen ihre Schule sprechen würde.

Aber es ist zu viel Angst im Staat. Man will nicht zulassen, daß Schaden angerichtet wird und unterbindet darum alles Lebendige gleich am Anfang. Der große Mißerfolg des Krieges hat fast als schlimmste Folge das große Mißtrauen gezeitigt. Keinen langfristigen Erfolg glaubt der Staat mehr abwarten zu dürfen. Bei dem leisesten Anzeichen, daß es schief gehe, wird gleich Halt geboten. Man untersucht, befindet und kassiert oder gibt Vorschriften zur Sanierung des Unternehmens.

Große Kraft und großes Glück wird darum dauernd gestört und gehemmt, damit möglichst viele kleinfristige Erfolge gezeitigt werden. Die bisherige Schule leidet vor allem an der ängstlichen Züchtung ihrer Klein-Erfolge. Man ist stolz: die deutsche Schule sei die beste der Welt. Warum? Es gäbe die wenigsten Analphabeten in Deutschland und dergleichen. Ganz gewiß, das Schulsystem ist schon viel zu tadellos geworden und obendrein versucht man gar noch, es zu verbessern und zu reformieren.

Gärung muß hinein, um das ganze aufzulockern, keineswegs um es zu zerstören. Ein großangelegter Mißerfolg auf pädagogischem Gebiet analog dem militärischen Mißerfolg von Hindenburgischer Größe fehlt gänzlich. Das Schul-System bleibt nach wie vor musterhaft, und die Kinder werden in den Schulen systematisch von einem kleinen Erfolg zum andern geführt. Ohne Ruhe und Rast geht es von einem Schultag zum andern, von einer Lektion zur andern. Auch die Faulsten und Dümmlsten lernen immer noch verhältnismäßig sehr viel. Die Kinder

können sich gar nicht retten vor den Erfolgen und gewöhnen sich daran, daß man vor allen Dingen immerfort Erfolg haben muß. Auch auf moralischem Gebiet lernen sie jene kleinen und gut brauchbaren Fortschritte machen, die das Verbotene von dem Nur-nicht-erlaubten trennt und verlernen dabei großsinnig zu sein in Liebe und Haß. Nur ganz, ganz kleine Betrügereien werden zugelassen (und dadurch freilich massenhaft gezüchtet), kurzum, es geht musterhaft zu. Die Kinder werden mit Hilfe dieses Systems kleinster Dosierungen wahrhaft gemästet, daß sie frühzeitig geschwollen werden und satt von ihren kleinen Erfolgen.

Nicht sachlich schlecht ist das bestehende System, im Gegenteil. Was gelehrt wird, ist ja durch Jahrhunderte weise genug ausgewählt. Auch wird dauernd daran weitergearbeitet. Nur das Wie der Übertragung ist zu kleinteilig, zu ängstlich geworden und geht zu schnell ein. Man hat sich da gewissermaßen gewöhnt, von der Hand in den Mund zu leben. Aus der Einsicht in die Unzulänglichkeit dieser Taktik kann die Schule allein erneuert werden. Neue Schulversuche müssen erweisen, zu welchen Ergebnissen eine größer und vertrauensvoller angelegte Übertragungsweise führen wird. In einer Zeit, wo man immer noch gewohnt ist, in Automaten oben hineinzustecken und gleich unten zu ziehen, ist der Gedanke zu warten natürlich ungewohnt. Aber gerade das muß man den neuen Schulen zubilligen. Sie müssen (im Notfall!) in ihrem kleinen Bezirk die großen Mißerfolge haben dürfen, die das Negativ zu großen Erfolgen sind.

Mit den Worten: Erfolg und Mißerfolg, gebraucht man die heute herrschenden Worte der Sprache des öffentlichen Lebens. Und die bewußte Verantwortung für etwaige große Mißerfolge übernehmen, ist tatsächlich das Haupterfordernis im Rahmen der heute gültigen Begriffe. Diese Mißerfolge sind freilich in Wirklichkeit gar nicht so schlimm, sind in Wahrheit überhaupt nicht schlimm. Nur für Händler sind ja Mißerfolge vernichtend. Hier aber arbeitet man nicht in Geldwerten; sondern die Lebensschicksale der einzelnen Kinder treffen sich in solchen freien Bildungsstätten zu ihrer ersten Gemeinschaftsprobe. Mißerfolg bedeutet hier lediglich das Sichtbarwerden der seit Menschenbeginn bestehenden Tatsache, daß dieses oder jenes Kind in Wirklichkeit nur ein kleines Schicksal hat und also in einen kleinen Lebenskreis gehört. Und gerade dies trifft natürlich die händlerhaft eingestellte Mehrzahl der heutigen Menschen sehr schwer. Viele ihrer Kinder, die noch durch die Macht des Geldes gegen ihr Schicksal gehoben sind, müßten sie notwendig zu kleinen Schicksalskreisen hinabsinken sehen. (Das gerade würden sie ja Mißerfolg nennen, obgleich es in Wahrheit Glück wäre.) Und andere müßten sie aufsteigen sehen, deren großes Schicksal bisher erschwert und in kleinen Kreis gebunden war.

Aber auch die Erfolge würden unscheinbar aussehen und hinter den Erfolgen der Staatsschulen an Menge und Vielfältigkeit zurückbleiben. Nicht das sachlich Meßbare der Erziehung soll ja verändert und verbessert werden, wenn der neuen und großzügigen Erziehungsart endlich auf die Spur gekommen werden soll.

Besonders wichtig ist hier, daß der heute mit neuer Wucht auftretende pädagogische Gedanke der körperlichen und handwerklichen Ausbildung der Kinder nicht von vornherein in die alte, kleinsinnige Methode hineingezogen wird. Körperliche und handwerkliche Arbeit drängt ja ohnehin zu schneller Sichtbarmachung. So ist die Gefahr groß, daß man bei den Kindern gerade auf diesem Gebiet lauter Kleinerfolge züchtet. Daß sie in der gymnastischen Durchbildung ihres Körpers und im Handwerksunterricht so mechanisch von einem täglichen Kleinerfolg zum nächsten fortschreiten lernen, wie mit den französischen Lektionen und algebraischem Lehrbuch. Wo dieser Unterricht eingeführt wurde, ist er tatsächlich schon in bedenklicher Weise zu jener Kleinerfolgs-Taktik ausgenutzt worden. Gerade die gymnastische und handwerkliche Betätigung der Kinder müßte in den Versuchsschulen 12 Jahre hindurch völlig unvorgeführt, zum großen Teil unbeobachtet und auch unbeaufsichtigt bleiben, um dadurch ganz in den Lauf des tagtäglichen Lebens einzugehen. Es ist doch sinnlos, Lehrlinge in einer Tischlerwerkstatt zu besichtigen oder junge Mädchen beim Schwimmen. Nur unbeabsichtigt und unbeaufsichtigt kann ein neues Körpergefühl und ein neuer Werkgedanke in der kommenden Generation aufwachsen, nämlich auf Grund einer ganz selbstverständlichen Wertung des Augenblicks und der täglichen Arbeit. Nur so würde man loskommen von dem Irrglauben an den sofortigen Erfolg jeder kleinsten Arbeitsleistung. Und man würde die händlerische Weltanschauung in den Kindern in Wahrheit abgebaut haben.

Erziehungsstätten, in denen solche langfristigen Erfolge ohne Schaden für einzelne Kinder abgewartet werden können, sind zunächst allein die freien Schulen und Versuchsschulen, wenn sie als Durchgangsstellen innerhalb des gesamten Schulwesens betrachtet werden, in die hinein und aus denen heraus Eingang und Ausgang offen bleiben. Sie müssen zwar unbetretbares Gebiet für alle Nichtbeteiligten, für alle Neugierigen und ängstlichen Aufseher sein, aber die Beteiligten, Lehrer wie Schüler, werden unter Umständen häufig wechseln, wenn sie nämlich die Gewißheit ihres kleinen Schicksals erhalten haben. Es müßte weder für Lehrer, noch für Schüler eine Schwierigkeit machen, von einer Staatsschule auf einige Zeit für den Besuch einer freien Schule beurlaubt zu werden, um dann wieder in die Staatsschule zurückzukehren. Dabei müßte natürlich das Vorurteil fallen, daß solche Zeit auf einer Versuchsschule unnütz, das heißt erfolglos verbrachte Zeit sei. Sah man doch auch in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht die Dienstjahre

keineswegs als unnütz verbracht an, obgleich diese Zeit dem „Berufsleben“ völlig entzogen wurde. So muß man sich auch gewöhnen, die in Versuchsschulen zugebrachte Zeit „anzurechnen“, und zwar auch völlig analog dem militärischen Leben als „Ehre“. Man muß in den Staatsschulen allmählich glauben lernen, daß das Berufsleben des Schülers und Lehrers ohne Schaden unterbrochen werden kann. Die Zeit ist dazu reif. Unterbrechen lernen, Unterbrochenes wieder anknüpfen lernen, ist doch längst das Problem des Kriegszeitalters geworden. Und doch wird noch auf allen Gebieten das starre System der Vorkriegszeit krampfhaft festgehalten. Als wäre nichts geschehen, sind die Lehrer aus den Schützengräben wieder an ihre alten Schulen zurückgekehrt, und die Schüler trotten nach wie vor ununterbrochen 12 Jahre in dasselbe Gymnasium. Jeden Vormittag haben sie denselben Weg. Und zwischendurch geschieht hunderterlei, was sie eigentlich an ganz andere Lehrstätten hätte treiben müssen. Vielleicht ist der Vater gestorben und doch wird das letzte Geld immer noch in die alte Schule gesteckt, weil doch dieser Ausbildungsgang einmal begonnen ist.

Lehrstättenwechsel müßte in ständiger Anpassung an die gegebenen Verhältnisse geradezu staatlich begünstigt werden. Und die freien Schulen und Versuchsschulen müßten zunächst die Wechselstätten der Erziehung werden. Demgemäß muß das Examenswesen abgebaut werden. Es müßten nur noch Gutachten oder vielmehr möglichst genaue Beschreibungen von der Sonderart der einzelnen Kinder ohne Lob und Tadel abgegeben werden. Im übrigen müßten die Kinder und deren Eltern beraten werden, welche anderen Schularten bei dem bevorstehenden Wechsel geeignet und ob eine Zeit in einer Landschule anzuraten sei. Jede Umschulung des Kindes, die aus irgendwelchen Familiengründen vorgenommen werden muß, müßte so pädagogisch ausgenützt werden. Wenn heute ein Kind umgeschult wird, gerät es ins Hintertreffen. Es hat nach einer anderen Methode gelernt und muß nun alle Kraft dranwenden, den andersartigen Steckenpferden anderer Lehrer nachzuspüren, um so allmählich wieder allen Sätteln gerecht zu werden. Und was liegt doch an wachgewordenen Kräften in einem solchen Neankömmling aus einer fremden Stadt und anderem Landesteil. Eine Fülle von Möglichkeiten, die pädagogisch gänzlich ungenutzt bleibt.

Das ist nur ein Beispiel von Hunderten. Das jetzige starre Schulsystem läßt es nirgend zu, das Privatleben des Kindes mit dem Schulleben zu einem Ganzen zu verbinden. Die Schule bleibt eben immer der Kasten, in den man hineingeht und aus dem man nach einigen Stunden wieder herausgeht. Die ganze private, die „freie“ Zeit des Kindes bedeutet für das jetzige starre System nur eine unliebsame Unterbrechung des Lernens. So betrachtet man schon die Freiviertelstunde mit scheelen Augen, sie darf etwa nicht willkürlich verlängert werden. Mit dem Glockenzeichen muß alles wieder an der Arbeit sein. Lehrer

und Schüler sollen nur Luft schnappen, sich Bewegung machen und schnell Frühstück essen. Darum wird mit den Minuten geschachert. Und so geht es mit den anderen Freizeiten des Kindes auch. Der Nachmittag wird entweder mit einigen Schulstunden belegt oder muß zu häuslichen Arbeiten benutzt werden. Am Montag wird festgestellt, daß am Sonntag doch immer etwas Unkontrollierbares mit dem Schüler vorgehe, weil er sich mit abseits liegenden Dingen beschäftige, und schließlich sind auch die Ferien jedem eifrigen Lehrer ein Dorn im Auge. Selbst ein guter Schüler kann aus den Sommerferien plötzlich faul zurückkommen, das ist oft geschehen. Und nun gar bei den ohnehin schlechten Schülern hat der Lehrer seine liebe Not, bis er die Ferienstimmung glücklich wieder ausgetrieben hat.

So führt das jetzige System einen zähen und erbitterten Kampf mit jenen „unkontrollierbaren“ Einflüssen, denen die Schüler in ihrem Privatleben unterliegen. Durch häusliche Aufgaben und Ferien-Aufgaben sucht man diese Einflüsse möglichst unschädlich zu machen. Man gibt den Kindern immer etwas auf, sorgt für Beschäftigung, für Belastung der freien Zeit. Dabei liegt der Gedanke zugrunde: in der Freizeit werde das Erlernte vergessen und also (so folgert man) die Lernbereitschaft verringert. Dieser Schluß ist aber ein Kurzschluß. Auf Grund jenes zuerst erwähnten Erfolgshungers wird die naturhafte Notwendigkeit der Entspannung durch die Freizeiten in ihrem ganzen Umfang übersehen. Jedes Kind ist eben nach seinem inneren Bedürfnis zu vielen Zeiten aufnahmeunfähig und arbeitsunfähig. Es ist naturwidrig, die Kinder in jedem Fall darüber weg zu zwingen. Vielfach ist diese Trägheit und Unlust des Kindes weit berechtigter und naturgemäßer, als die wilde Tatenlust des Lehrers. Denn Entspannung, Erholung, Nicht-Tun fehlt dem erwachsenen Menschen und macht ihn rastlos und unstedt, wie den Mann, der seinen Schatten verkauft hat, um Erfolg zu haben. Nun aber wird dem Kind schon von früh auf gleichsam sein Schatten entzogen, nämlich alles jenes Dunkle, das als schützende Hülle um das Leben gebreitet ist und Schlaf heißt oder Unlust oder Trägheit, Erholung, Entspannung, Freizeit, Feiertag und Ferien.

All dies gilt es nun vertrauensvoll in den Volkserziehungsplan aufzunehmen.

Es ist zunächst ja natürlich unmöglich, der Staatsschule solchen langen Atem einblasen zu wollen. Die freien Schulen werden auf lange Zeit hin gewissermaßen die Engbrüstigkeit des Systems ausgleichen und ganz allein für den großen Atem in der Gesamterziehung des Volkes sorgen müssen. In diesem Sinne sind sie durchaus notwendig in dem jetzigen Schulsystem und nicht nur Laboratorien in Hinsicht auf das Zukünftige. Wo die Erstickung droht, müssen sie dafür sorgen, daß freie Luft heran kann, sie müssen als Durchgangsstätten für viele Kinder und Lehrer geöffnet werden. Dafür müssen sie vom Staat die

Mittel zum Betrieb erhalten, ohne doch eigentlich unter staatlicher Aufsicht zu stehen.

Die Notwendigkeit einer größeren Beweglichkeit, die Einbeziehung alles nicht in Maß und Gewicht ausdrückbaren Privatlebens in der Pädagogik ist jetzt so groß, daß alles Bestehende in den Dienst dieser Sache gestellt werden muß, nur um eben die Gefahr der Erstickung zu vermeiden. Alle im Augenblick verfügbaren Notvorrichtungen des Lebens, die von der Kriegszeit zurückgeblieben sind, haben ja neben allem Peinlichen doch immer etwas Gutes, nämlich die Beweglichkeit für sich. Sie müssen benutzt werden, um die Starrheit des Systems zu entgiften. Wenn die Kinder z. B. notgedrungen Kohlenferien haben, um nicht in den steinernen Schulgebäuden zu frieren, braucht nicht mehr gejammert zu werden über die zunehmende Verwilderung der Jugend. Man soll sie ruhig laufen lassen und erst einmal die Wirkung solcher Freizeit wirklich beobachten. Oder wenn im Herbst die Eltern ihre Kinder zur Erntehilfe brauchen, warum gibt man sie ihnen nicht auf viel längere Zeit? Ernten und helfen lernen ist doch sehr notwendig. All dies unterbricht das unbewegliche System der Lernschule.

Darum müssen auch die Einrichtungen für erholungsbedürftige Kinder, die infolge der allgemeinen Unterernährung entstanden sind, möglichst bald in den Gesamterziehungsplan aufgenommen werden. Sie dürfen nicht als eine einseitig hygienische Maßnahme bestehen bleiben. Noch geschieht es so, daß man die Kinder notgedrungen für 6 oder 8 Wochen vom Schulunterricht dispensiert (weil sie wirklich nicht mehr können) und sie nachher, wenn sie wiederkommen, die Lücken ausfüllen, und ihre Erholung wieder abarbeiten läßt. Wenn heute Kinder einen Sommer in Schweden oder der Schweiz als Feriengäste verbringen, trägt das wahrhaftig doch viel Frucht in ihrem Leben, ist nicht nur eine Zeit guter Ernährung und gesunden Lebens. Wie sie Beziehungen zu ihren Pflegeeltern anknüpfen, wie sie dort spielend die Landessprache lernen und die anderen Kulturzustände des befreundeten Volkes auffassen lernen, das alles führt sie näher zu sich selbst, macht sie reifer. Solche Kinder dürfen nachher nicht im Unterricht „zurückkommen“ gegen ihre Kameraden, wie es jetzt unfehlbar geschieht, weit eher müßten sie durch ihre neuartigen Erfahrungen einen Vorsprung gewinnen. Und die andern müßten wenigstens im Inland herumgeschickt werden, daß sie andere Gegenden sehen und sich unter anderen Menschen zurechtfinden lernen. Alles, was den Kindern begegnet, dient ja ihrer Erziehung, öffnet ihnen Räume ins Leben.

Die heute notgedrungen überall eingerichteten Ferienkolonien und Sanatorien, Erholungs- und Jugendheime haben vor allen Dingen diese Aufgabe. Es sind gewissermaßen Ferienschulen, bestimmt die Freizeit der Jugend zu schützen und verwalten zu helfen. Es sind Notstätten, bestimmt der durch sie durchflutenden Jugend, die Heilkräfte ihres

eigenen Lebens in der Freizeit zu zeigen, sie den Weg ihrer Gesundheit selbst finden zu lassen. Die Erschöpfung des Großstadtlebens für ein paar Wochen zu unterbrechen, ist ja nur sehr oberflächlich betrachtet, das Ziel. Während ihres Aufenthaltes im Freien müssen ihnen die schöpferischen Kräfte ihres eignen Körpers ein für allemal spürbar werden. Und zwar nicht durch Worte und Begriffe, also die Mittel der bestehenden Schulen, sondern durch die Erfahrung am eignen Leibe. Ein gemeinsam geführtes Leben, in dem körperliche Arbeit und Erholung, Freude und Schlaf, Feier und geistige Lösung im rhythmischen Wechsel stehen, schließt die Schaffenskräfte und Schutzkräfte des Körpers, seine Spannungs- und Entspannungsmöglichkeiten auf. So daß nicht nur für 5 oder 6 Wochen rote Backen und glänzende Augen erzielt werden, die bald wieder blaß und stumpf werden müssen in den städtischen Stuben und Straßen! Vielmehr, durch eine Zeit des schönen Lebens wird offenbar: der Kraftspeicher ist in mir selbst! Die einmal aufgeschlossene Heilkraft des Atems, die Aufweckung aus dem Krampf angelernter Gebärden und falscher Bewegungen, die Befreiung vom inneren Druck der schlechten Ernährung und mangelhaften Verdauung und schließlich die Erlösung der meist noch in Dunkelheit gebundenen Kraft jugendlicher Geschlechtlichkeit durch ein freies, doch aber liebevoll behütetes Leben unter Wind und Regen, Luft und Sonne, im Gebirge, im Wald oder am Meeresufer. Solch Leben, gewiegt von dem naturgebotenen Wechsel der Stunden zwischen Morgen und Abend, angeschmiegt an die auf- und abschwellenden Mondzeiten, überquellend mit dem steigenden, fruchttragend mit dem fallenden Jahr*) — das allein gibt Schwungkraft und inneren Widerstand genug, um nun auch das Leben in der Stadt, die Anspannung von Schule und Beruf ohne Schaden und Einbuße an Lust weiterzuführen.

Denn solches Leben ist auch in der Stadt möglich, nur ist es schwerer dort zu finden. Weil der Wind nicht herunterreicht in die Straßengründe, weil Mond und Sterne von künstlichem Licht verzehrt, Sonne und Regen von Mauern aufgefangen werden. Aber wer draußen einmal wirklich in der Natur mit seiner Natur in Gleichklang gekommen ist, hat seine eignen Kräfte so gelöst und gesteigert, daß er nun auch von dem sehr viel schnelleren Arbeitsrhythmus der großen Städte nicht mehr überrannt und vergewaltigt werden kann. Er spürt die Ruhe nach dem schrillen Piff der Fabriken am Mittag. Er spürt den Feierabend, auch wenn die Dämmerung durch

*) Diese Gedanken sind näher begründet in dem Buch des Verfassers: „Die schöpferische Pause“, das bei Diederichs in Jena erschienen ist. Die praktische Verwirklichung dieser Gedanken wird in einem Kinder- und Jugendheim in Prerow a. d. Ostsee ins Werk gesetzt, über das der Verfasser gern nähere Auskunft gibt.

künstliche Lichter vertrieben wird. Er spürt den mitreißenden Schwung der großen Menschenmassen in Straßen, Büros und Fabriken und fühlt sich bei alledem nun selbst eingespannt in einen größeren Rhythmus auch hier, wo es schwerer ist.

So bleiben die in der Natur einmal gelösten Eigenkräfte des Menschen frei und schwingend auch in der wieder aufgenommenen Kulturgebundenheit städtischen Lebens. Ferien-Schulung lehrt Benutzung und Verwaltung der Freizeit auch in der täglichen Gebundenheit von Beruf und Schule. Das freie Leben einiger Monate draußen bringt gewissermaßen alle kleinen Freizeiten, die das städtische Leben notgedrungen gewährt, und die früher nicht benutzt werden konnten (alle jene Freiviertelstunden, Freinachmittage und leeren Sonntage) in einem geheimnisvollen Zusammenhang, versteift sie und verstärkt sie zu einer unsichtbaren Macht und läßt so all diese Möglichkeiten der Erholung und Freude in lebendigem Wettbewerb treten mit den notwendigen Spannungen der gebotenen Arbeit.

Streiflichter

Die Grundlegung einer selbständigen Gedankenwelt. Von Rudolf Eucken. Der Ausgangspunkt meines Strebens war der Begriff des Lebens; in diesem Begriff aber unterschied ich deutlich eine niedere und eine höhere Stufe, eine biologische und eine noologische; dort war das Leben naturgebunden, hier erreicht es eine Selbständigkeit und ein Beisichselbstsein; dort entstand ein Lebensgefüge, das in die Wechselbeziehungen der einzelnen Elemente aufging, hier führte eine Gesamtmacht und war fähig, ein Reich der Inhalte hervorzubringen; so traten das Dasein mit seiner Erfahrung und eine Tatwelt scharf auseinander, um schließlich allerdings irgendwelche Ausgleichung zu finden. Der Mensch aber gewann einen grundverschiedenen Anblick, je nachdem er ein Stück jener Beziehungswelt blieb oder aber jene Tatwelt als seine eigene erlebte und sich damit über den Stand eines bloßen Atomes zu einem Weltwesen erhob. Eine nähere Entwicklung dessen forderte eine eigentümliche Stellung zwischen der alten und der neuen Denkart. Die alte Art, wie sie das Altertum und auch das alte Christentum geistig umfaßt, setzte eine geschlossene und den Menschen beherrschende Welt voraus, sei es einen künstlerisch verstandenen Kosmos, sei es das Reich Gottes und der Kirche mit seinen ethischen Werten. Dabei hatte den unbedingten Vorrang der Gedanke des Ganzen, er hatte dem Menschen sowohl das Ziel als die Kraft des Lebens zuzuführen. Nun kam die große Verschiebung des Lebensstandes durch die Neuzeit, vornehmlich durch die Aufklärung. Der Ausgangspunkt und zugleich die Hauptbewegung verlegte sich damit in den Menschen und sein Denken; nun galt es, alle Wirklichkeit vom Menschen aufzubauen und von hier aus dem Leben einen Inhalt zu geben. Alle Lebensgebiete mußten sich damit neu gestalten, der Philosophie aber wurde es zu einer unabweisbaren

Aufgabe, eine innere Verbindung zwischen dem Menschen und dem All herzustellen und ihm dieses zum geistigen Besitz zu geben. In dieser Richtung haben Männer ersten Ranges, wie Spinoza und Leibniz, gewirkt, und es sind kühne Gedankengebäude daraus hervorgegangen. Der Weg und das Mittel zur Verbindung mit dem All war dabei die Intelligenz, nur sie schien imstande, den Menschen vollauf mit der Welt zu verbinden. Kant aber zeigte die Voraussetzung dieser Lösung und erwies mit unerbittlicher Schärfe, daß vom bloßen Menschen aus nicht über den Menschen hinauszukommen ist, und daß wir von der Erscheinung aus nie ein Reich der Dinge erreichen; zugleich aber glaubte er, von der Moral aus eine Welt der Freiheit aufbauen zu können. Aber einmal war das Reich der Moral zu eng, um den ganzen geistigen Besitz in sich aufzunehmen, sodann drohte die Scheidung von theoretischer und praktischer Vernunft die Einheit der Wirklichkeit aufzuheben. Diese unerträgliche Kluft suchten die leitenden deutschen spekulativen Denker, vor allem Fichte, Schelling, Hegel, zu überwinden, sie wollten damit unmittelbar ein Welt schaffen des Menschen erreichen; sie konnten das aber nicht, ohne das Vermögen des Menschen zu überschätzen, absolutes und menschliches Geistesleben als gleichwertig zu behandeln; zugleich faßten sie den Lebensinhalt zu eng und würdigten sie nicht genügend die ungeheuren Verwicklungen des menschlichen Lebensstandes; in einem einzigen Zuge sollte sich ihnen die ganze Fülle der Wirklichkeit eröffnen, und der Mensch sich zu schaffender Größe aus eignem Vermögen erheben. Die Folge dieser Überspannung des Menschen war der Positivismus mit seiner inneren Ablösung des Menschen von der Welt; das aber ergab eine Beschränkung auf die Wohlfahrt des Menschen und auf das intellektuelle Vermögen des bloßen Menschen. Eine klägliche Verengung und Erniedrigung war nicht zu vermeiden; der Mensch wird sich selbst viel zu klein, wenn er nicht ein Verhältnis zur Welt und eine Weltaufgabe in sich trägt. Wird der Mensch ausschließlich auf sich selbst angewiesen, ob als Einzelner oder als Masse, das macht keinen wesentlichen Unterschied, so bleibt ihm als Ziel des Strebens lediglich sein eigenes Befinden und Behagen, das Glück als subjektives Ergehen; so wird er bei allen äußeren Erweiterungen geistig an einen Kerker gebannt; das aber kann einem denkenden und zur vollen Selbstbesinnung geweckten Wesen nun und nimmer genügen.

Rede an die deutsche Jugend. In einem Flugblatte wendet sich Rudolf Pannwitz an die deutsche Jugend (Flugblätter 10. Verlag Hans Carl. München-Feldafing, 8 S.). Der Rathenau-Mord hat ihn auf den Plan gerufen, zu Klarheit und Selbsterkenntnis will er die Jugend führen: „Ihr Urenkel von Goethe und Hölderlin und erste Träger von Nietzsches neuen Fackeln! Die ihr ein anderes, ein heidnisches Weltalter in eurer Brust pochen fühlet und kaum mehr bändigen könnt, die ihr die Tat tun, das Volk retten, das Werk, die Heimat bauen wollt. Ihr einzigen Lauteren unter vielen Ehrenhaften und allen Gemeinen. Seiet beschworen, daß ihr allein bleibet und euch nicht darangebet, bis ihr eine Schar seid, die vor dem Selbstverrate sicher ist, und bis es eine Tat gibt, für die zu kämpfen euch nicht entwürdigt.“ Mit ernstern Worten warnt er sie vor einer kurzsichtigen Gewaltpolitik. So

lange die Menschheit krank ist, so lange das deutsche Volk nicht zu einer innerlichen Lebens- und Seelengemeinschaft geworden ist, so lange ist eine Änderung, eine dauernde Besserung nicht möglich, ja auch gar nicht erwünscht: „Erst müssen Menschen sein, die sich jeder auf sich selbst und viele aufeinander verlassen können, die so gefestigt sind, daß sie Gemeinschaft nicht gründen, sondern sind, weil sie Gemeinsames haben, auch wenn sie einander nicht kennen. Sie werden die Verjüngungszellen ewigen Volkes werden. Das Ideal des Lebens muß sich bescheiden, um sich zu verinnigen und verwirklichen. Die letzten Ziele — und wir haben nur letzte Ziele — sind allein durch die festhaltende Treue vieler Geschlechter zu erringen. Also muß als erstes der Mensch wiederhergestellt werden, damit ein Volk wiedererstehen, eine Geschichte wiederkehren könnte. Dies ist die Aufgabe des Geistes, daß er selber Fleisch werde und nicht anderes Fleisches Gewaltherr.“ Pannwitz legt damit eine Wunde bloß, die meist übersehen wird. Unsere schnellebige Zeit erwartet alles vom Augenblick, alles durch äußere Organisation, treibt Augenblickspolitik und nicht Zukunftspolitik. Da sollte als Mahner und Seelenführer Rudolf Pannwitz nicht ungehört bleiben, er weist den Weg zur inneren Umkehr jedes Einzelnen und den Weg zur Erneuerung von Volk und Land.

Kultur-Analphabeten. H. Nienkamp, der geniale Begründer des Frey-Bundes, dessen Bestrebungen den unsern verwandt sind, schreibt in seinem Buche: „Kultur und Sprache“ über Kulturanalphabeten die folgenden beachtenswerten Sätze: „Schlimm ist es für ein Volk, wenn ein größerer Teil seiner Angehörigen nicht lesen und schreiben kann; schlimmer aber ist es für die ganze Menschheit, daß die Mehrzahl aller Völker aus Kultur-Analphabeten besteht. . . . Je mehr Menschen selbständig denken, um so verschiedener sind ihre Meinungen und aus ihrem Widerstreit ergibt sich leichter das Wahre und Zweckmäßige als da, wo die Masse in der Hauptsache der gerade herrschenden Partei folgt, den Führern, die nicht nach der Wahrheit fragen, sondern nach ihren persönlichen Interessen, und die für das Schicksal des Volkes ausschlaggebend sind, nicht weil Recht und Vernunft auf ihrer Seite sind, sondern die zufällige Macht. . . . Die Kultur-Analphabeten sind gefährlicher für das Schicksal eines Volkes, als die bloß der Schrift Unkundigen, weil sie zu den Führern des Volkes gehören und weil andererseits die Unkenntnis der Schrift nicht das selbständige Denken ausschließt. Auch im klassischen Altertum konnte die Mehrheit der Römer und Griechen nicht lesen und schreiben, und sie kamen doch zu hoher Blüte, denn sie konnten denken, die einen juristisch, die anderen philosophisch, und sie pflegten die Verschiedenheit. Erst als die Massen gleichartiger wurden, die Herrschaft der Phrase sich entwickelte und das politische Demagogentum sich in den Dienst persönlicher Interessen stellte, da begann der Verfall. (S. 245/246.)

B.

Mehr Seelenpflege! Gegenüber dem vorherrschenden Einfluß der Wirtschaft und der materiellen Interessen haben sich seit längerer Zeit wahre Volksfreunde bemüht, an Stelle des Materialismus den Idealismus zur Geltung zu bringen und die Monatshefte der C. G. haben sich oft in den Dienst dieser Bestrebungen gestellt, die ganz im Sinne des Comenius sind. Es ist Seelenpflege, die uns nottut, ebenso nottut wie das liebe Brot. Diese wichtige Auf-

gabe hat die C. G. auf ihre Fahne geschrieben, aber sie kann sie heute noch nicht so tatkräftig aufnehmen, wie sie es gern möchte, da einerseits die zur Verfügung stehenden Mittel nicht ausreichen, andererseits aber auch die Menschen noch nicht für diese wichtige Erziehungsaufgabe aufnahmefähig sind. Aber das Bedürfnis nach einer solchen Seelenpflege wird schon erkannt, das ist ein Zeichen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo diese Seelenpflege in großem Maßstabe einsetzen kann. Klar und überzeugend hat kürzlich Ernst Bergmann in seinem Werk: *Der Geist des 19. Jahrhunderts* (Breslau 1922, Hirt) die Notwendigkeit einer Seelenpflege nachgewiesen. Er schreibt S. 39: „Es ergibt sich, daß das Zeitalter der Hochkultur wirtschaftlicher Werte, in dem wir noch heute stehen, die Tendenz zur Ausschaltung der Seele aus der Totalität unseres Menschentums, die aller modernen Kultur eigen zu sein scheint, in hohem Maße begünstigt. Die Eingestelltheit auf reine wirtschaftliche Zwecke und Notwendigkeiten verflacht die Seele und höhlt sie aus. Es entsteht eine Lücke, ein Vakuum in unserem Organismus, den jeder dunkel verspürt. Im geschäftlichen Betrieb wird der Geist gebraucht, Schärfe des Denkens, Klarheit des Blicks, Nüchternheit des Urteilens und Rechnens, dazu der Körper, der als kostbarer Besitz, weil Vorbedingung aller geistigen Frische und Tüchtigkeit eine sorgfältige Pflege erfährt. Und im 19. Jahrhundert gibt es auch wieder, was der Grieche aus Schönheitsgründen betrieb, der weltflüchtige mittelalterliche Mensch aber vernachlässigte, Körperpflege. Aber die Seele wird nicht gebraucht. Das Schlagwort „Seelenpflege“ erscheint im 19. Jahrhundert nicht. Ja, im Gegenteil: die Seele wird bewußt unterdrückt, weil sie den glatten Ablauf der Funktionen unserer geistig-körperlichen Einheit stören könnte. Mit der Zeit sinkt sie infolge andauernden Nichtgebrauchs zu einem rudimentären Organ herab, dessen Vorhandensein im Organismus niemand begreift. . . . Gewisse unedle Züge modernen Wesens überhaupt, Blasiertheit, Schnoddrigkeit, Hast der Selbstzucht und Mangel an Wohlwollen, z. B. auch Verständnislosigkeit gegenüber dem Tier, diesem intellektuell noch nicht entarteten, vom Inder geliebten Halbbruder des Menschen erklären sich psychologisch allein aus der Verschüttung des Seelengrundes durch dauernde Inanspruchnahme der nicht seelischen Seiten unseres Wesens, wie sie ein in großstädtischer Naturferne sich abspielendes Arbeits- und Erwerbsleben mit sich bringt. Man kann wohl sagen, daß die ganze zweite Hälfte des Jahrhunderts in diesem Sinne an Schrumpfseele leidet, hervorgerufen durch die harte Fesselung des modernen Menschen an niedere Zwecke und Aufgaben. Wärme, Innigkeit, heiligen Brand oder stille Glut für Ideale kennt die Hauptmasse der modernen Großstadtmenschheit nur noch aus Geschichtsbüchern und Theaterstücken. Der Mensch des 19. Jahrhunderts schämt sich der leichten Rührung, der Ergriffenheit bei feierlichen Anlässen in einem Maße, wie es durch das natürliche Keuschheitsgefühl seelischen Dingen gegenüber nicht gerechtfertigt erscheint. Das gilt vor allem vom Nordländer. Es weht ein Zug von Kälte durch die zweite Jahrhunderthälfte, wie es uns im Zeitalter der Romantik oder in früheren Jahrhunderten nicht begegnet. Man fröstelt, wenn man in gewisse Gegenden des Jahrhunderts kommt und sich längere Zeit in der Kunst, Literatur und Philosophie dieses Zeitalters aufgehalten hat, und sucht wärmere Gegenden auf, wo die Sonne der Seele noch unerloschen scheint, glühendes Leben entzündend.“ Diese scharfe, aber keineswegs unge-

rechte Charakteristik der jüngsten Vergangenheit läßt klar erkennen, was notwendig ist: mehr Seelenpflege, mehr Sonne für die Seele. Unsere Seele ist noch nicht gestorben, sie ist nur verkümmert. Uns aber bleibt die wichtige Aufgabe der Seelenpflege in unseren Arbeitsplan aufzunehmen. Mögen sich recht viele Helfer finden.

H.

Kultur und Rasse!*) Das Verhältnis von Kultur und Rasse gehört zu den schwierigsten sozialen Problemen der Gegenwart. Die Menschheit hat sich seit vielen Jahrtausenden nach ihrem Naturtypus und nach seelisch-geistigen Merkmalen differenziert, und es ist nur die Frage, ob sich bestimmte Gesetze für diese Entwicklung aufzeigen lassen. Bei keinem Gebiet entdeckt die objektiv vorgehende Forschung so viel Vorurteile wie auf diesem. Faßt man die Ergebnisse der modernen Ethnologie und Soziologie kurz zusammen, so lassen sich folgende Thesen aufstellen:

1. Kulturleistung und Kulturbefähigung sind nicht ohne weiteres gleichzusetzen. Nicht die Rasse, sondern die geschichtliche Entwicklung eines Volkes ist für den Zustand, in dem es sich befindet, das entscheidende.

2. Die moderne Zivilisation ist nicht das Erzeugnis eines Volkes, -- sie beruht auf Völkermischung und Geistesmischung.

3. Umwelt und Erblichkeit bestimmen in stärkster Weise die Eigenart sowohl des Individuums, wie des Volkes. Die Hauptmerkmale des Menschen beruhen zweifellos zu allererst auf erblicher Anlage. Die Umwelteinflüsse haben zur Folge, daß die menschlichen Typen plastisch sind, aber diese Plastizität ist stets eng begrenzt.

4. Der Vergleich zivilisierter und kulturarmer Völker zeigt, daß die seelisch-geistigen Differenzen zwischen beiden Gruppen wesentlich geringer sind, als man gewöhnlich annimmt. Erfahrungen mit Kindern beweisen eine große Gleichartigkeit der seelischen Entwicklung bei allen Rassen.

5. Von besonderer Bedeutung für den Kulturzustand der modernen Nationen sind die verschiedenen Entwicklungsrichtungen. Manches, was als ungleichwertig angesehen zu werden pflegt, ist in der Tat nur ungleichartig.

6. Zwischen Sprache, Kultur und Körperform besteht kein Verhältnis nach Art eines Parallelismus. Jeder der drei Faktoren kann verlieren, ohne daß deshalb eine Änderung der beiden anderen notwendig wäre. Form, Sprache und Kultur haben also nicht mit Notwendigkeit die gleichen Schicksale.

7. Es gibt demnach ein „arisches“ Problem im kulturellen Sinne nicht. Das Indogermanische Urvolk mit einem ganz bestimmten Kulturtypus ist eine Fiktion.

8. Die geistigen Eigenschaften der Menschen sind bei allen Völkern viel gleichmäßiger verteilt, als man annimmt. Kulturarme Völkerschaften zeigen andere geistige Leistungen auf, die darum nicht geringwertiger sind.

9. Die Annahme einer gleichartigen Entwicklung der Kultur bei allen Rassen ist nur bedingt gültig.

*) Diese hier abgedruckten Thesen lagen einem mehrfach in Logen- und Lehrer-Kreisen gehaltenen Vortrag von Dr. Arrur Buchenan zugrunde, der sich an das Buch von Boas mit gleichem Titel (V. W. Verl.) anschloß zugleich aber die Grundlinien von Boas' Ausführungen nach der philosophischen Seite erweiterte und kritisierte.

10. Die Nationalität beruht weniger auf der Blutsgemeinschaft, als auf der, aus den Gewohnheiten des täglichen Lebens, den Formen des Denkens und Fühlens herauswachsenden Gefühlsgemeinschaft. Die tatsächliche Grundlage des modernen Nationalitätsideals ist also die einheitliche staatliche Entwicklung des gleichsprachigen Volkes.

Ein Ruf zur Sammlung. Die deutsche Schule ist in Gefahr. Die politischen Parteien haben sich zur Durchführung eines nationalen Schulprogramms unfähig erwiesen.

Vor dem Kriege fehlte den politischen Mehrheitsparteien der gute Wille, in dem konstitutionellen Staat den Grundsatz zur Anerkennung zu bringen, daß wie vor dem Recht alle Menschen, so vor der Schule alle Kinder gleich sind. Man hielt mit Zähigkeit an der historisch entwickelten Standesschule fest und behinderte damit den Aufstieg der Begabten aus den mittleren und niederen Volkskreisen. Damit lenkte man diese Begabungen in die Opposition gegen den Staat.

Die Oppositionsparteien forderten deshalb mit Recht die Umgestaltung der Standesschulen zur nationalen Einheitsschule (Beseitigung des Bekenntniszwanges und Überweisung der Einführung in das Bekenntnis in den Konfirmationsunterricht), Schulgeldfreiheit, Lernmittelfreiheit usw. nach dem Grundsatz: „Freie Bahn dem Tüchtigen!“

Mit dem Antritt der Herrschaft dieser Parteien nach der Revolution mußte man auf einen Fortschritt in der Entwicklung des Schulwesens in der angedeuteten Richtung rechnen. Man konnte nicht annehmen, daß diese Parteien Programme nur als Aushängeschild bewerteten. Selbst eine nur teilweise Durchführung dieses Schulprogramms mußte den weitesten Volkskreisen und der Entwicklung der Schule in der Richtung einer nationalen Einheitsschule zugute kommen.

Nachdem nun aber fast 4 Jahre vergangen sind, haben die Parteien nichts getan, was die deutsche Schule in der Richtung ihres Programms entwickelt hätte.

Das Gesetz über die vierstufige Grundschule, die praktisch nur die Vorschule in Nord- und Mitteldeutschland beseitigte, ist nicht eine Forderung politischer Parteien, sondern nur der Rest der Forderung des deutschen Lehrervereins. Überdies hat das Gesetz eine Durchführung erfahren, die Zweifel daran erwecken muß, ob es den heutigen Mehrheitsparteien mit ihrer Forderung überhaupt Ernst ist.

Der sozialistische Leiter der Schulabteilung im Reichsministerium des Innern erstrebt in seinem Reichsschulgesetzentwurf eine gesetzliche Verquickung von Schulorganisation und Religionsbekenntnis.

Und was die Bereitstellung von Mitteln für die Schule betrifft, so hat noch keine Regierung derartig versagt, wie die seit der Revolution bestehenden.

Anstatt dem Programm getreu das Schulgeld zu beseitigen, hat der sozialistische Minister für Volksbildung es derartig erhöht, daß es selbst dem Mittelstand, besonders aber den Beamten, einschließlich der höheren, unmöglich wird, ihren Kindern die Bildung einer höheren Schule zuteil werden zu lassen.

Besonders in Berlin hat der Magistrat mit seiner sozialistischen Mehrheit auf dem Gebiete des Bildungswesens völlig versagt. Der sozialistische Bürger-

meister begann seine Amtstätigkeit mit dem volksbildungsfeindlichen Verbot der Beschaffung von Büchern für die Schulbüchereien, obwohl bei der Übernahme seines Amtes durch die vorhergehende bürgerliche Vertretung die Mittel etatsmäßig bereits bewilligt, also vorhanden waren.

Man zwang ferner die Gemeinden, die Lernmittelfreiheit bereits eingeführt hatten, diese wieder zu beseitigen. Man beschränkte die Summe für Lehrmittel, daß sie kaum für Reparaturen reichen, stellt unzureichende Mittel für die Schulreinigung zur Verfügung, wodurch die Gesundheit der Schülerscharen unbedingt Schaden leiden muß, man verringert die Anzahl der Lehrstellen, erhöht dadurch die Besetzungsziffern der Klassen — während man die Verwaltungsstellen der Beamten vermehrt — und legt durch solche Maßnahmen den Grund zum Niedergang des Bildungswesens.

Man entschuldigt alle diese Maßnahmen mit den landläufigen Redensarten über die Not der Zeit und übersieht es völlig, daß die Lenker der Städte und Staaten dazu gewählt und berufen sind, die Widerwärtigkeiten und Widerstände zu überwinden, daß darin allein die Tätigkeit des Leitens und Regierens besteht — und wer das nicht kann, sein Amt zur Verfügung zu stellen hat.

Man glaubt anscheinend, es mit der Erfüllung von Programmen nicht genau nehmen zu brauchen. Als Ersatz wirft man dem Volke einen neuen Brocken hin, an dem es zu kauen hat: Gemeinschaftsschule! um es von dem realen Tatbestand abzulenken.

Da nun alle politischen Parteien nacheinander die Macht gehabt haben, so wird durch die Erfahrung endgültig bestätigt, daß Bildungsziel und Bildungsorganisation nicht zum Spielball politischer Parteien werden dürfen. Wer das Land der Jugendbildung betritt, der ziehe die politischen Schuhe aus: Jugendland ist heiliges Land!

Die Hoffnung des Volkes ruht bei den großen Berufsorganisationen. Auf der Reichsschulkonferenz waren die Gegensätze noch überaus groß und kaum zu überbrücken. Seitdem hat sich manches geändert. Die Mahnungen Harnacks, Natorps sind nicht ungehört verhallt. Die Vorschule ist beseitigt, die höhere Schule ist auf die Mitarbeit der Volksschule angewiesen. In der Volksschule lebt der aufrichtige Wille, der höheren Schule alle Schüler zu übergeben, die nach ihren Anlagen Anspruch auf die Bildung einer höheren Schule zu erheben berechtigt sind. Von einem einträchtigen Zusammenarbeiten wird die höhere Schule den größten Vorteil haben und durch die gemeinsame Arbeit muß die Nation nach innen Stärkung, nach außen Hebung des Ansehens erfahren.

Zwischen der Grundschule und der höheren Schule klafft ein Spalt, den die Behörden nicht vorbeugend überbrückt haben. Darum ist es hohe Zeit, daß sich Vertreter beider Organisationen gemeinsam an den Beratungstisch setzen, in offener Aussprache die Übereinstimmungen und Verschiedenheiten der Auffassung besprechen und die Differenzen beseitigen, die vielfach auf Mißverständnisse beruhen. In dem Bemühen um die bestmögliche Ausbildung der Jugend und um das Wohlergehen des gesamten Volkes sind sich alle einig. Die Aussprache wird die Ansichten klären und Widerstände sind da, um überwunden zu werden.

Die Reichsschulkonferenz hat die Wunden klargelegt, aber die Heilung war nicht möglich; denn die Veranstaltung hatte eine politische Einstellung. Die

Atmosphäre hat sich seitdem gereinigt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle Maßnahmen zu unterbleiben haben, die einen Abbau der höheren Schule, ein Senken der Bildungshöhe des Volkes und damit eine Beeinträchtigung von Wissenschaft und Technik zur Folge haben könnten. Eine Beschränkung oder Verengung des Bildungswesens ist abzuweisen, dagegen ist eine Vertiefung und Hebung mit allen Mitteln anzustreben. Die höhere Schule muß auf eine breitere Basis gestellt, wenn die Bildung des Volkes gehoben werden soll, die Lehrstellen dürfen nicht wie bisher vermindert, sondern vermehrt werden; insbesondere muß die Zahl derjenigen, die nach 9 Schuljahren in mittlere Berufsschulen eintreten, erhöht werden. Nur Hebung der Bildung kann unser Volk zur Wiedergeburt und zu neuer Wohlfahrt führen.

Auf die Schulbehörden kann sich die Lehrerschaft leider nicht verlassen, ebensowenig wie auf die politischen Parteien der Volksvertretungen. Alt-preußische Sparsamkeit, Abbau der staatlichen höheren Schulen, Einziehung von Lehrstellen, Erhöhung der Frequenzen, Steigerung des Schulgeldes usw. das sind keine Maßnahmen, die auf dem Wege zur Höhe liegen, sie bedeuten Niedergang. Nur wenn die Lehrenden eine Einheitsfront bilden, kann diesem Niedergang wirksam entgegengearbeitet werden. Darum Hand ans Werk, um das deutsche Schulwesen vor dem Zerfall zu retten! Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!

Die Comeniusgesellschaft ist wie keine andere Institution berufen, die Vermittlung zwischen den Berufsorganisationen zu übernehmen und Mitglieder beider an den gemeinsamen Beratungstisch zu bringen, um im Sinne und Geiste des Comenius einen einfachen, aber stattlichen und starken Nationalbau der deutschen Schule zu errichten, an dem sich das deutsche Volk wieder aufrichten kann.

E. S c h w a r z.

Rundschau

Kinderschutz. Die Tätigkeit des Deutschen Kinderschutz-Verbandes war im Jahre 1921/22 noch mehr als bisher bestimmten Fragen des Kinderschutzes gewidmet, nämlich der Kindermißhandlung und der Kinderarbeit. Über Kindermißhandlungen wurde alles greifbare Material gesammelt und einzelnen z. B. in Zeitungsnotizen unklar dargestellten Fällen nachgegangen. Die Zahl der Kindermißhandlungen nimmt bedauerlicher Weise wieder erheblich zu, was auch aus den Berichten der praktisch arbeitenden Vereine hervorgeht. Die Gründe sind unschwer in der gesamten ungesunden sozialen Lage zu finden: Wohnungsnot und Unterhaltsschwierigkeiten machen die Menschen im Verkehr miteinander reizbar, lassen in ungefestigten Gemütern den Wunsch groß werden, sich unbequemer Esser zu entledigen. Zu allem tritt noch das Überhandnehmen des Alkoholgenusses, auf den eine Reihe von schweren Mißhandlungen zurückzuführen sind. Sehr scharf hebt sich auch in dieser Beziehung die Not der vorehelichen, unehelichen und Stiefkinder heraus, die in so vielen Fällen dem einen Elternteil ein Dorn im Auge sind, und die dann einer besonders lieblosen und quälenden Behandlung ausgesetzt sind. Es wäre an der Zeit, daß die mit der Überwachung betrauten Stellen: Vormundschaftsgericht, Berufsvormundschaft, Jugendamt, Gemeindegewaltamt usw. gerade auf

solche Vorkommnisse ihr Augenmerk richteten und Anzeichen von Mißhandlungen auf das schärfste verfolgten. Über die Kinderheimarbeit wurde gleichfalls neueres Material gesammelt; doch war auch da die Tätigkeit des Deutschen Kinderschutz-Verbandes bei Beendigung des Geschäftsjahres noch nicht abgeschlossen. Jedenfalls hat sich schon jetzt herausgestellt, daß die Kinderheimarbeit in der Nachkriegszeit an Umfang beträchtlich zugenommen hat und daß die Aufmerksamkeit von Behörden und Wohlfahrtsvereinen in viel stärkerem Maße als bisher auf die Kinderarbeit in der Heimindustrie gerichtet werden muß. Unter den anderen Fragen, auf die sich die Tätigkeit des Verbandes erstreckte, sei noch die eine erwähnt, die in Verbandskreisen eingehend erörtert wurde, nämlich die einer Beschränkung der Heranziehung von Kindern als Zeugen in Sittlichkeitsprozessen. Es wurde in Aussicht genommen, zur gegebenen Zeit bei der Justizbehörde vorstellig zu werden, um Mißstände in dieser Beziehung zu beseitigen.

Die Nietzsche-Gesellschaft wurde gegründet in der Absicht, einen Sammelpunkt zu schaffen für alle, denen das Werk Friedrich Nietzsches zum entscheidenden Erlebnis geworden ist. In der Überzeugung, daß diese Philosophie begründeten Anspruch erhebt, nicht allein als Phänomen abstrakten Denkens ein Objekt kritischer Forschung zu bleiben, sondern als Forderung und Beispiel heroischer Haltung des Geistes in das lebendige Dasein des Einzelnen einzugreifen, finden wir Rechtfertigung und Zuversicht zu solcher Sammlung der Geister, deren vereinsamte Wirkung erst in bewußtem Zusammenschluß eine reinere Atmosphäre des Lebens zu schaffen verspricht.

Das peinliche Schauspiel, den Namen Friedrich Nietzsches immer wieder in irgendeinem politischen Sinne mißbraucht zu sehen, nötigt uns zu der ausdrücklichen Betonung einer völligen Uninteressiertheit unserer Gesellschaft an allen derartigen Strebungen. Wir erblicken vielmehr unsere Hauptaufgabe in der Pflege eines durchaus unpolitischen, aber wahrhaft europäischen Geistes. Der Begriff des „guten Europäers“, wie ihn Friedrich Nietzsche geprägt hat, bezeichnet den besten Typus jeder einzelnen Nation, jenen Typus, der, in eigenen Lande gerne verdächtigt, dennoch die Idee seines Volkes am reinsten verkörpert. Es gilt, die „guten Europäer“ der Gegenwart zu sammeln unter dem Zeichen Friedrich Nietzsches, der, selbst einer der größten Repräsentanten guten Europäertumes, diesen Begriff zugleich auch in den größten Geistern vergangener Zeiten und fremder Länder bestätigt fand.

Für die Verwirklichung dieses Gedankens glaubte der Gründer der Nietzsche-Gesellschaft, Dr. Friedrich Würzbach, keine bessere Gewähr finden zu können, als die Vorstandschaft solcher Persönlichkeiten, deren Namen von vornherein bestimmte geistige Richtlinien bezeichnen. — Der Vorstand wird zunächst gebildet durch: Ernst Bertram, Hugo von Hofmannsthal, Thomas Mann, Richard Oehler, Heinrich Wölfflin, Friedrich Würzbach.

Die außerdeutschen Länder sollen später gleichfalls durch je ein Vorstandsmitglied repräsentiert werden. Es sind zunächst vorgesehen: Amerika, Belgien, Dänemark, England, Finnland, Frankreich, Holland, Italien, Norwegen, Rußland, Schweden, die Schweiz, Spanien, Ungarn. Geschäftsstellen sind vorgesehen in allen größeren deutschen Städten sowie in den Hauptstädten des Auslandes. Die Hauptgeschäftsstelle befindet sich München, Schackstr. 4/4.

Die neue Hoffmann-Ausgabe. („Serapions-Ausgabe“ in vierzehn Bänden.) Besorgt von Leopold Hirschberg. Nachdem Hans v. Müller in vorbildlicher Weise den Briefwechsel und die Tagebücher Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns bei Pätel (Berlin) herausgegeben hat, und ich selbst durch eine erstmalige übersichtliche Zusammenstellung von 62 Blättern Zeichnungen des Meisters eine wesentliche Ergänzung der v. Müllerschen Publikation geschaffen zu haben glaube*), mußte der Wunsch wach werden, endlich zu einer wirklich absolut vollständigen Sammlung der Hoffmannschen Schriften zu gelangen. Die Feier des 100. Todesjahres eines unserer interessantesten und genialsten Dichter darf nicht vorübergehen, ohne daß seinen vielen Freunden und Verehrern eine solche Sammlung in sichere und nahe Aussicht gestellt wird, da die groß angelegte Georg v. Maaßens (Müller, München) bisher nicht über 6 Bände hinausgekommen und die Georg Ellingers bei all ihrem inneren Wert immer nur als eine „Auswahl“ anzusprechen ist. Zudem wird heutzutage mit Recht von allen derartigen Werken ein bibliophiler Einschlag verlangt, worauf weder Ellingers noch die recht mangelhafte Grisebachsche Ausgabe Anspruch erheben können. Nun weiß aber jedermann, daß der bibliophile Druck von 14 Bänden im Jahr des Heils 1922 rechnerisch nur zu dem berühmten „Zahlenrausch“ führen und damit die Ausgabe unweigerlich auf das „Rittergut Atlantis“, wo der Student Anselmus mit seiner Serpentina bei seinem Schwiegervater, dem Archivarius Lindhorst, haust, verschoben werden würde.

Aber „es gibt noch eine Vorsehung“, wie Beethovens Leonore sagt. In den Verliehen des Verlages, der 1820 den Erstdruck der „Serapions-Brüder“, 1827 die erstmalige Sammlung der „Schriften“, 1845 und 1871 die bis 1922 noch unerreichte „bibliophile“ 12 bändige Ausgabe mit den 24 Federzeichnungen Theodor Hosemanns veranstaltete — bei Georg Reimer (jetzt „Vereinigung wissenschaftlicher Verleger“) lagern die Druckplatten der 1871-Ausgabe sowie die Originalsteine Hosemanns. Sie bilden den Grundstock, gewissermaßen die erste Abteilung unserer neuen Serapions-Ausgabe, die durch ein genaues Druckfehler-Verzeichnis ihre wissenschaftliche Berechtigung gewinnt und in 2 von mir besorgten Ergänzungsbänden alles enthält, was ihr zur absoluten Vollständigkeit noch fehlt. Da dieser Neudruck der ersten 12 Bände noch die schöne alte Orthographie — eine Augenweide für Bücherfreunde! — aufweist, so konnte der Druck der Ergänzungen ungescheut nach den Original-Vorlagen erfolgen. Ihre Anordnung geschah durchaus chronologisch, so daß ein Zeitraum von fast 30 Jahren — 1794—1822 — durchmessen wird. Da nun die „Horen“-Ausgabe Schillers und die „Propyläen“-Ausgabe Goethes (Müller, München) durchaus auf dem Prinzip der zeitlichen Folge beruhen, so braucht unserm Hoffmann die „Serapion“-Bezeichnung nicht vorenthalten zu werden, zumal jeder Bewanderte weiß, daß jener seltsame Einsiedler nicht bloß der Schutzpatron der nach ihm benannten Bruderschaft, sondern im gewissen Sinn des Dichters selbst war. Nach dem erneuten Aufguß des unsinnigen „Hoffmanns Erzählungen“-Textes, der sich „die wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler“ nennt, wäre vielleicht die Benennung „Kreisler-Ausgabe“ von einem Teil unserer Zeitgenossen notdürftig begriffen worden; unglücklicherweise aber kombiniert manch ein verworrener Geist diesen Namen

*) Erschienen in 500 Exemplaren bei Kiepenheuer in Potsdam

mit dem des allbekanntesten Meistergeigers Fritz Kreisler, der ja auch ein Musiker ist, woraus eine geradezu katastrophale Komödie der Irrungen sich entwickeln könnte. Hoffmann-Kreisler selbst würde noch heute, im hundertsten Jahr seines Todes, keine Ruhe im Grabe finden, wenn er sich in dem oben erwähnten Spektakelstück, das eine gänzliche Verständnislosigkeit des wahren „Kreisler“-Wesens aufweist, auf den Brettern wandeln sähe.

Den Inhalt der etwa 170 Ergänzungen hier im Einzelnen aufzuführen, ist unmöglich. Außer den Lesarten der bekannten Werke erscheinen die Übersetzungen des Dichters: der Spontinischen Oper Olympia, der Rodeschen Violinschule, der von ihm komponierten italienischen Kanzonetten; ferner als bisher ungedruckt: das Ballet „Arlequin“, der nach Calderons „Schärpe und Blume“ bearbeitete Operntext „Liebe und Eifersucht“ usw. Vier „Anhänge“ zeichnen gewissenhaft alles noch übrige auf: geschriebene Widmungen, Gespräche etc. Das vierteilige ausführliche Register (nach Art des Musculuschen bei Goethe und des zu Wagners Schriften gehörigen) gibt über alle nur denkbaren Fragen Aufschluß, ohne allerdings ein Fremdwörterbuch zu sein. Ein fast 80 Nummern umfassendes Bildermaterial, über dessen Anordnung ich mich im Vorwort genau ausspreche, eine noch nie veröffentlichte Komposition (Chor der Preußen aus Zacharias Werners „Kreuz an der Ostsee“), die Facsimiles aller zum Kater Murr gehörenden Tondichtungen „Kreislers“ zieren das Werk, dessen Anschaffungskosten natürlich nicht gering, aber immerhin erschwinglich sein werden. Auch eine beschränkte Zahl von Luxus-Exemplaren wird hergestellt. Das Register wird dem Liebhaber wie dem Forscher in gleicher Weise willkommen sein und das in wahrhaft zauberischen Farben schillernde Lebenswerk des geliebten Meisters helleuchtend erstehen lassen.

Leopold Hirschberg.

Eine Akademie der Philosophie. In Erlangen hat Dr. Rolf Hoffmann der Kantgesellschaft seine auf dem Burgberg gelegene Beszung, eine Villa in einem herrlichen, terrassenförmig ansteigenden Park als „Akademie für Philosophie“ zur Verfügung gestellt. Diese Akademie soll nach dem Plan des hochherzigen Spenders philosophisch Schaffenden zunächst die äußeren Vorbedingungen philosophischer Besinnung, wenigstens zeitweise, schaffen helfen: ruhige Zurückgezogenheit und materielle Unabhängigkeit. Und sie soll Lehrende und Lernende zu einer geistig arbeitenden Gemeinschaft hier zusammenschließen.

Die Zimmer des Hauses, von den Münchener Künstlerwerkstätten schlicht und warm ausgestattet, bieten etwa acht Menschen Unterkunft. Und schon wird neben dem Wohnhaus ein zweites errichtet, mit einem Vortragssaal für 300 Personen und Wohnungsgelegenheit für etwa 15 Menschen. So ist die materielle Basis der Akademie durch den sozialen Idealismus eines philosophisch gerichteten Fabrikherrn gesichert.

Berufsberatung. Schwieriger als je gestaltet sich für unsere Jugend die Berufsfrage. Die in den großen Städten ins Leben getretenen Berufsberatungsämter, auch manche trefflichen Einrichtungen einzelner Schulen, suchen der vorhandenen Not abzuhelpen. Die Hauptsache wird sein, die Jugend selbst zu zeitiger Selbstbesinnung und Selbstprüfung mit Bezug auf den zu

erwählenden Beruf zu veranlassen, um so den traurigen Verirrungen in der Berufswahl vorzubeugen. Das liegt ebenso im Interesse des Einzelnen wie des Volksganzen. Daher ist es zu begrüßen, daß der Verlag Hermann Paetel (Berlin-Wilmersdorf) unter dem Titel: *A m S c h e i d e w e g e*, Berufsbilder, eine Reihe von Einzelheften herausgibt, die neben einer Darstellung der äußeren Anforderungen und Aussichten kurze und frische Schilderungen aus der Praxis bringen. Erschienen ist u. a.: der evangelische Geistliche, der praktische Chemiker, der Zimmermann, die Gärtnerin und Richtlinien für die Berufsberatung der körperlich und geistig Schwachen. Die Bändchen seien Berufsberatern und Eltern empfohlen.

Bücherschau

Religionswissenschaft

Die Stellung des Quäkertums zur sozialen Frage. Von Walther Koch. München 1921. Chr. Kaiser. (Christentum und soziale Frage Nr. 7.) 39 S.

Fr. Naumann hat einmal von dem den Sekten eigentümlichen Geschäftssinne gesprochen. An ihm haben auch die Quäker ihren starken Anteil, und wie sich das erklärt, zeigt Koch in sehr einleuchtenden Ausführungen. Um so nachdrücklicher hebt sich auf diesem Hintergrunde die Geschichte der sozialen Ideen innerhalb der Gesellschaft der Freunde ab, von ihren proletarischen Anfängen an über die kapitalistisch-menschenfreundlichen Tendenzen der späteren Jahrhunderte bis zu den modern-sozialen Bestrebungen der Gegenwart. Namentlich die interessante Gestalt John Bellers, der eine eigenartige Verbindung von Philanthropie und christlich gefärbtem utopischen Sozialismus darstellt, wird gut herausgearbeitet. Allen, die an den Quäkern und ihrem großartigen Liebeswerke Interesse nehmen, sei die auch methodisch sehr sorgfältig gearbeitete Schrift warm empfohlen. Schlemmer.

Der Kommunismus in der Kirchengeschichte. Von G. Sodeur. München 1920. Chr. Kaiser. (Christentum und soziale Frage Nr. 4.) 36 S. Eine sehr gründliche und besonnene historische Untersuchung, die allen Regungen kommunistischer Art innerhalb der christlichen Kirche zunächst darstellend nachgeht, und sie dann mit dem gegenwärtigen politisch-wirtschaftlichen Kommunismus vergleicht. Man wird in der Einzelbeurteilung zuweilen anderer Meinung sein — so scheinen mir z. B. bei der Würdigung des Urchristentums die Forschungen Deißmanns zu wenig berücksichtigt —, aber in dem Schlußergebnis, daß Jesus weder für den Kommunismus noch für den Kapitalismus in Anspruch genommen werden kann, sondern nichts ist, als der hehre Gottesbote und barmherzige Menschenfreund, wird man dem Verfasser restlos beistimmen. Sch.

Katholische Literatur aus dem Verlage Herder in Freiburg.

Mystik und Pseudomystik sind modern. Historische, psychologische und ästhetische Untersuchungen über Mystik werden in großer Zahl veröffentlicht.

Die Übertreibungen des Rationalismus und Intellektualismus der letzten Jahrzehnte drängt dazu. Auch die Theologie hat manchen Beitrag geliefert. Eine kurze, auf den Äußerungen des kirchlichen Lehramtes, auf der Bibel und der Tradition der katholischen Kirche beruhende Erörterung bietet Dr. Engelbert Krebs in seiner Schrift: *Grundfragen der kirchlichen Mystik*. Dogmatisch erörtert und für das Leben gewertet. (1921. XIII, 266 S. 8^o.) Das kleine Buch legt kurz und übersichtlich das vielumstrittene Gebiet der Mystik vom Standpunkt der katholischen Lehre dar. — Recht erfreulich ist es, daß das kleine Büchlein: *Lebensweisheit in der Tasche*, von Albert Maria Weiß bereits in 15. und 16. Auflage vorliegt. (XVIII, 504 S.) Ohne langwierige gelehrte Untersuchungen führt es in die wichtigsten religiösen Streitfragen der Gegenwart ein und kann die reifere Jugend zum Nachdenken über ernste Lebensfragen führen. — Dieselbe Aufgabe, aber unter stärkerer Betonung der fröhlichen, heiteren Seite des Lebens, hatte sich einst Abraham a Sancta Clara gesetzt; mit Witz und Wortspiel, Spott und Hohn zog er gegen alles unehrliche, undeutsche, unchristliche Wesen und Treiben zu Felde. Eine zweibändige *Blütenlese* aus seinen Werken gibt Karl Bertsche im Herderschen Verlag heraus, dessen erster Band (XIV, 222 S.) soeben in 7. und 8. Auflage herauskommt. Eine derbe, aber bekömmliche Hausmannskost. — Ebenso wie bei Abraham a Sancta Clara verdient aus religiösen und kulturgeschichtlichen Gründen die kleine Sammlung *deutsche Gebete* Beachtung. Sie trägt den Untertitel: *Wie unsere Vorfahren Gott suchten*. Ausgewählt von Br. Bardo (Deckname). (1921. 4. Auflage. XVI, 262 S.) Diese alten deutschen Formulierungen echt kirchlicher Frömmigkeit sind ganz deutsch und ganz katholisch, sie stammen meist aus den Jahren 1150—1350. — Künstlerisch vornehm in Stil und Ausstattung wirken die kleinen Bändchen: *Wahre Gottsucher* von dem Benediktinerpater Hildebrand Bihlmeyer, von denen die beiden ersten Bände in neuer Auflage vorliegen. (1922, Bd. 1. X, 100 S. Bd. 2. VIII, 100 S.) Das Werk ist als eine kleine neuzeitliche Heiligenlegende gedacht. Ein kleiner charakteristischer Zug aus dem Heiligenleben gibt Gelegenheit, eine praktische Nutzenanwendung daraus zu ziehen. Dabei wird mehr das echt Menschliche und Heldenmütige, weniger das Wunderbare betont. So sind kleine abgerundete Meisterwerke entstanden, die uns das Leben und Wirken der Heiligen aus alter und neuer Zeit nahebringen. — In den Büchern für Seelenkultur ist ein neuer Band erschienen: *Wenn es in der Seele dunkelt*. Ein Buch für die Mühseligen, und Beladenen von Henriette Brey. (VIII, 226 S.) Es sind anschaulich geschriebene Skizzen auf biblischer Grundlage, die sich voll innerer Teilnahme an alle wenden, die ringen und leiden. Es sind Christuserzählungen, die uns die landschaftlichen und kulturellen Zustände Palästinas zur Zeit Jesu Christi in bilderreicher Sprache schildern und uns miterleben lassen, was an Güte und Liebe von Jesus in die Herzen und Seelen ausstrahlte. Man fühlt, daß Henriette Brey selbst zu denen gehört, denen Jesus in Not und Trübsal Trost gebracht hat. — In derselben Sammlung ist auch ein Bändchen erschienen, das die Volksweisheit im deutschen Sprichwort behandelt: *Aus tiefem Brunnen*. Von Prof. Karl Faustmann. (XVIII, 316 S.) Der erste Teil gibt einen Überblick über die Geschichte und Bedeutung des Sprichwortes, der zweite bietet

eine reichhaltige Sammlung religiöser und sittlicher Sprichwörter, geordnet nach der üblichen Katechismusweise. Besonders dieser zweite Teil bietet allen Erziehern eine Fülle von Anregung und Belehrung. Dieses wertvolle Volksgut sollte mehr und häufiger in den Dienst der Volkserziehung gestellt werden. Faustmanns Buch zeigt den Weg dazu und sei deshalb warm empfohlen.

Religionswissenschaftliche Werke.

Eine Evangelienharmonie eigener Art hat Rudolf Pannwitz in seinem Mythos: *Logos* (München-Feldafing 1921. Hans Carl. 306 S.) geschaffen. Anschaulich und voll dichterisch-philosophischer Einfühlung hat er in enger Anlehnung an die vier Evangelien, aber in freiem Aufbau der Zusammenhänge ein geschlossenes, glaubhaftes Werk geschaffen, das vom Herzen kommt und zu Herzen geht. — Ganz anders stellt sich Hans Blüher in seinem Werk: *Die Aristie des Jesus von Nazareth. Philosophische Grundlegung der Lehre und der Erscheinung Christi.* (Prien in Oberbayern, 1921, Kampmann und Schnabel. 325 S.) Seine Grundanschauung ist: In den Kern Christi getroffen hat nur das Johannesevangelium; sein Verfasser ist der Evangelist Johannes, der kraft der nur ihm möglichen Einblicke die Gestalt Jesu von innen her zeichnete. Von diesem Standpunkt aus kommt er dann zu recht interessanten Auffassungen von dem Leben und der Lehre Christi. Wer wissen will, wie Blüher über diese Fragen denkt, wird in diesem Werke Aufschluß finden; Blühers Ansichten aber weichen in diesem Werke wie in seinen früheren von denen der anderen Forscher in fast allen Punkten ab; damit ist die Selbständigkeit, aber auch die Beschränkung dieses Werkes gekennzeichnet. — In knapper, allgemein verständlicher Darstellung sucht Professor Hans Preuß drei religiöse Höhenmenschen dem Verständnis der Gegenwart näher zu bringen: Luther, Calvin, Loyola. (Leipzig, 1922. A. Deichert. 59 S. Lebensideal der Menschheit, Heft 4.) Preuß hat es verstanden, die Weltanschauung dieser drei, innerlich so verschiedenen Männer klar herauszuarbeiten und den bleibenden Wert dieser Reformatoren ins rechte Licht zu rücken. — In zweiter völlig umgearbeiteter Auflage erscheint: *Die Sekten der Gegenwart.* Von Paul Scheurlen. (Stuttgart, 1921. Quellverlag. 176 S.) Das Buch berichtet kurz und übersichtlich über Geschichte, Lehre und Verfassung und Literatur der Adventisten, Bibelforscher, Neupapstliche, Darbyismus, Templer, Anthroposophie, Christliche Wissenschaft, Mormonen, Bahai-Weltreligion. Die Beurteilung ist sachlich, öfter auch etwas einseitig, gegenüber der starken Propaganda der Sekten aber nicht unberechtigt. — Das Ringen der Gegenwart um religiöse Fragen führt uns Kurt Kessler in seinem Büchlein: *Die religiöse Bewegung der Gegenwart* (Leipzig, 1922, Teubner, 128 S.) vor. Eingehend behandelt er die modernen Probleme der Religionsgeschichte, Religionspsychologie, Religionsphilosophie, Theosophie und moderne Mystik. Im wesentlichen beschränkt sich aber K. auf die in der evangelischen Kirche zu Tage tretenden Strömungen, besonders soweit sie wissenschaftlich faßbar sind. Die religiösen Tiefenströmungen, die meist irrationalen Ideenströmungen werden nicht genügend berücksichtigt. — Einen Versuch dieser Art gibt Mila Radakovic in der Schrift: *Religiöse Strömungen* (Jena 1921. Diederichs. 81 S.). Eingehend und kritisch, wenn auch nicht immer erschöpfend, werden die

modernen Versuche gewürdigt, welche die Frage: Wie ist Religion möglich? zu beantworten suchen. Scharf wird der Kern der religiösen Krise der Gegenwart herausgearbeitet und auf Möglichkeiten der Lösung hingewiesen. — Anknüpfend an die allgemeinen in der Menschheit lebendigen sittlichen Gedanken und Ideen behandelt der Bonner Privatdozent R. Hupfeld die Grundfragen christlicher Lebensgestaltung (Leipzig, 1922. Quelle und Meyer. 153 S.). Er entwickelt die sittlichen Ziele und Kräfte des Christentums und ihre Einwirkung auf die Lebensgestaltung und zeigt dabei, wie ein tiefverstandenes Christentum der Welt unschätzbare Kräfte der Erneuerung zu geben hat. — Einen Einblick in die ostjüdische Religions- und Geistesgeschichte bietet Chajim Bloch: Die Gemeinde der Chassidim. Ihr Werden und ihre Lehre, ihr Leben und ihr Treiben. (Berlin, 1920. Benj. Harz. IV, 352 S.). Seit Martin Buber die Aufmerksamkeit Westeuropas auf diese mystisch-philosophische Bewegung gelenkt hat, und durch den Weltkrieg die Ostjuden durch die ganze Welt zerstreut wurden, kann man an dieser Bewegung nicht achtlos vorübergehen. Bloch gibt nun hier die Möglichkeit, Geschichte und Lehre dieser Gemeinden und ihre Führer kennen zu lernen.

Philosophie

Das Weltengeheimnis. Vorlesungen zur harmonischen Vereinigung von Natur- und Geisteswissenschaft, Philosophie, Kunst und Religion. Von Professor Dr. Karl Jellinek. Stuttgart 1921. Ferd. Enke. 552 S. Lex 8. Mit 180 Abbild.

Unsere Wissenschaften streben nach langen Jahren der Zersplitterung wieder zu Zusammenfassungen, zur Synthese. Und so wird man mit großen Erwartungen, aber auch mit einem gewissen Mißtrauen zu diesem Buche greifen, das sich die ungeheure Aufgabe gestellt hat, eine harmonische Vereinigung aller Natur- und Geisteswissenschaften zu versuchen. Dieses Mißtrauen ist um so berechtigter, da der Verfasser ein bekannter Naturwissenschaftler ist und der Titel an Haekels Welträtsel erinnert. Das Mißtrauen ist aber unberechtigt, der Verfasser vertritt keinen öden Materialismus, sondern sein Werk gipfelt in einer Versöhnung des Theismus, und Pantheismus. Der Verfasser hat sich in seinen Vorlesungen, die er zweimal in der Danziger Volkshochschule gehalten hat, auch ein hohes pädagogisches Ziel gesteckt: „er will die Zeitgenossen aufrütteln, will sie bis ins Innerste erschüttern, damit sie sehend werden, will sie aufrufen zur Auferstehung im Geiste. Der Verfasser will ringen um die Seelen der Leser, er will geistige Kraft, Enthusiasmus auf sie übertragen, er will ihnen das glühende, gigantische, titanische, kosmische Denken zeigen, wie es nur im wahren Christentum und wahren Brahmanismus zu finden ist.“ Etwas von dieser Begeisterung leuchtet noch aus der gedruckten Wiedergabe der Vorlesungen, wenn auch die Kraft des gesprochenen Wortes fehlt. An der Hand dieses Führers durchwandeln wir das Reich der nicht organisierten Materie, das Reich des lebendigen Leibes, der Seele, des Geistes und der Freiheit. Und der Führer ist gut, nicht nur auf seinem Spezialgebiete, den Naturwissenschaften, auch auf dem umstrittenen Gebiete des Geisteslebens. Dazu ist der Verfasser hervorragend pädagogisch begabt, das zeigt die ganze Anlage des Werkes. Philosophisch steht Jellinek vor allem Hans Driesch nahe, aber auch der Einfluß von Erich Becher ist unverkennbar. Weniger

günstig ist der starke Einfluß von Rudolf Steiner und des Brahmanen Vivekonanda, die den Verfasser stark in die Theosophie und Mystik geführt haben. Als Gesamtwerk gehört das „Weltengeheimnis“ zu den bedeutendsten Veröffentlichungen der letzten Jahre, es wird jedem Wahrheitssucher reichen Gewinn geben. Zahlreiche Zitate aus philosophischen, religiösen und dichterischen Werken, zahlreiche Abbildungen, dazu eine Ausstattung, wie sie der Verlag Enke allen seinen Werken mitgibt, verdienen besondere Anerkennung.

Das Lebensproblem in China und Europa. Von Rudolf Eucken und Carsum Chang. Verlag Quelle und Meyer. Leipzig. 200 S.

In dieser Schrift, die sich selbst als eine „Lebenslehre für Chinesen“ bezeichnet, wird der Versuch gemacht, eine Zwiesprache zwischen europäischer und chinesischer Kultur zu unternehmen, welche jede von ihnen ihre besondere Art vollständig aussprechen läßt. Der leitende philosophische Gedanke war dabei der der Gestaltung des Lebens als eines Ganzen, wobei die Darstellung zunächst geschichtlich erfolgt (A. Entwicklung der europäischen Ethik. B. Die geschichtliche Entwicklung der Ethik in China). Es folgen dann Betrachtungen über die Größe und Grenze der chinesischen Lebensgestaltung, den Menschen der Gegenwart und Aussichten und Aufgaben des chinesischen Lebens. Eucken vertritt hier konsequent und einleuchtend seinen Aktivismus, der in seinem idealistischen Grundton mit der chinesischen Verwerfung des bloßen Utilitarismus übereinstimmt. Das kleine Buch ist hochinteressant als erster Versuch. Sein Studium sei empfohlen.

Buchena u.

Die Kultur der Gegenwart, in den Grundzügen dargestellt von Emil Utitz. Stuttgart 1921. Ferd. Enke. VIII, 292 S. Lex. 8^o.

Man hat unserer Wissenschaft, und besonders unserer Universitätswissenschaft, in der letzten Zeit öfter den Vorwurf gemacht, daß sie sich allzuviel mit der Vergangenheit und zu wenig mit der Gegenwart beschäftigte. Und dieser Vorwurf war nicht unberechtigt. In der letzten Zeit ist das wesentlich anders geworden. Zahlreiche Gelehrte haben sich mit Gegenwartsfragen beschäftigt und sind Deuter der Gegenwart und Pfadfinder der Zukunft geworden. Viele sind auch gescheitert, wenn sie die gesicherten Pfade der Forschung verließen und sich in das trübe Gewirr der Gegenwart stürzten. Utitz gehört zu den Forschern, die sich in langjährigen Studien kritisch und methodisch so geschult haben, daß sie in der kulturellen Krisis der Gegenwart die Strömungen zu erkennen vermögen, ihre Richtung und ihre Stärke. Er führt uns durch die einzelnen Kulturgebiete: bildende Kunst, Wortkunst und Theater, Bildung und Wissenschaft, Gesinnung und Religion, wirtschaftliches und staatliches Leben, Psychologie und Philosophie; er bringt nicht kühne Hypothesen, sondern bekräftigt alle Behauptungen durch Tatsachengruppen. Er zeigt das Ineinander- und Gegeneinanderwirken der Kräfte, wie es sich in der Gärung der Gegenwart zeigt. Seine Auswahl der Tatsachen ist selbstverständlich subjektiv, aber das Gesamtbild ist klar, übersichtlich und überzeugend. Die Darstellung der kulturphilosophischen Zusammenhänge ergibt ein einheitliches Bild der Gegenwartskultur. In dieser Tatsachenwertung, nicht in der Tatsachensammlung, liegt der Wert dieses Buches. Wer die Eigenart unserer gegenwärtigen Kultur kennen lernen will, wer die Stellung der einzelnen

Kulturgebiete im Rahmen der Gesamtkultur verstehen will, findet Anleitung und Rüstzeug in diesem Werke. Literaturnachweise, Namen- und Personenverzeichnis sind beigegeben.

Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen.

Band 3. Herausgegeben von Dr. Raymund Schmidt. Leipzig 1922. Felix Meiner. IV, 234 S.

Im vornehmen Gewande tritt nun der dritte Band dieser Sammlung in die Öffentlichkeit. Über den Wert dieser Bände ist nicht viel Neues zu sagen (vgl. die Anzeige 1921 S. 79). Wer sich mit der Philosophie der Gegenwart beschäftigt, kann an diesen Selbstdarstellungen nicht vorübergehen. Sie enthalten oft mehr, als aus den Werken der Philosophen zu entnehmen ist: sie zeigen den inneren Zusammenhang der Werke und die Grundlinien ihrer Weiterentwicklung. Der vorliegende Band enthält die Selbstdarstellungen des holländischen Philosophen G. Heymans, der deutschen Philosophen Wilhelm Jerusalem, Götz Martius, Fritz Mauthner, August Messer, Julius Schultz und Ferdinand Tönnies. Zum ersten Male kommt in diesem Rahmen ein Nichtdeutscher (Heymans) und zwei Nichtakademiker zu Worte (Fritz Mauthner und Julius Schultz). Diese Erweiterung ist zu begrüßen und wird hoffentlich in den folgenden Bänden noch weiter entwickelt. Doch wäre es zu bedauern, wenn sich nicht auch noch eine Reihe führender Philosophen Deutschlands entschließen, in dieser Sammlung Bericht über ihr Leben und ihr Streben zu erstatten. Besonders vermißt man noch die Namen Eduard Spranger, Eucken, Riehl, Stumpf, Hermann Schwarz, Liebert, Müller-Freienfels, Dessoir u. a.

Der Geist des 19. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Ernst Bergmann. Breslau 1922. Ferd. Hirt. 124 S. Mit 16 Abbildungen. (Jedermanns Bucherei, Abteilung Philosophie.)

Das kleine Bändchen bietet auf kleinem Raume eine ganz vorzügliche Analyse des 19. Jahrhunderts, wie wir sie bisher nicht besaßen. Zwar haben sich schon manche Historiker dieser Aufgabe unterzogen, z. B. Theobald Ziegler und Ludwig Büchner, aber sie hatten noch nicht den nötigen Abstand, sie standen noch zu sehr im Banne des 19. Jahrhunderts. Man wird das 19. Jahrhundert abschließen müssen mit dem Jahre 1914, vielleicht schon mit dem Jahr 1900; ebenso schwierig ist es, den Anfangspunkt festzustellen, doch wird die durch Kant eingeleitete Geistesbewegung als Beginn des 19. Jahrhunderts unbestritten sein. Dieses Jahrhundert zu verstehen, seine Wesensart zu durchdringen, die geistigen Mächte zu belauschen, die hier am Werke sind, hat sich Bergmann zur Aufgabe gesetzt. Und er löst seine Aufgabe in vorzüglicher Weise. Er zeichnet die geistige Kurve des Jahrhunderts so einleuchtend, daß eine spätere Zeit an diesem Bilde nur wenig berichtigen wird. Seine klare Gliederung und übersichtliche Darstellung macht sein Buch zu einer genußreichen Lektüre.

Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. Von Wilhelm Gwinner. Neu herausgegeben von Charlotte v. Gwinner. F. A. Brockhaus. Leipzig 1922. 259 S.

Dieses berühmte Buch über den Menschen Schopenhauer erscheint hier in einer kritisch revidierten und mit 2 Abbildungen geschmückten Ausgabe. Die

Enkelin Gwinners hat dem sorgfältig durchgesehenen Texte das hochinteressante Tagebuch des 12jährigen Arthur hinzugefügt, das über eine Reise nach Karlsbad, Dresden usw. in außerordentlich frühreifer, lebendiger Darstellung berichtet. Der Verlag, bei dem auch die Erst-Ausgabe des Werkes seinerzeit erschienen ist, hat die hier vorliegende vortrefflich ausgestattet. B.

Lebensziele. Grundlinien einer philosophischen Ethik. Von Karl Alvermann. Berlin (K. Curtius) 1922. 106 S.

Der Verfasser, Direktor des Lyzeums in Gütersloh, ist im Weltkriege gefallen. Von dem, was er als Mensch war und was er als Lehrer geleistet hat, gibt eine biographische Einleitung von Hermann Schuster Auskunft. Das vorliegende Buch hat Alvermann nicht mehr selbst herausgeben können; so bildet es ein kostbares Vermächtnis dieses einzigartigen Mannes. Den gründlich denkenden Philosophen und den geschickten Lehrer offenbart es in gleicher Weise; überall sind die Probleme klar und scharf herausgearbeitet, und überall wird eine Lösung versucht, die einleuchtend wirkt, ohne doch jemandem etwas aufzudrängen. Bei dem philosophischen Unterricht auf der Oberstufe höherer Schulen kann das Buch treffliche Dienste leisten; auch sonst sähe ich es gern in den Händen besinnlicher junger Menschen. Sch.

Telepathie und Hellsehen. Von Waldemar v. Wasielewski.

Versuche und Beobachtungen über ungewöhnliche seelische Fähigkeiten. 2. Auflage. Carl Marhold-Halle a. S. 1922. 224 S.

Die Darlegungen des Verfassers gehen auf Versuche zurück, die vor etwa einem Jahrzehnt von ihm mit großer Vorsicht und kritischer Besinnung unternommen worden sind. Es ist naturgemäß sehr schwer, rein literarisch über den Wert dieser Untersuchungen etwas auszumachen, doch dürfte der Verfasser insofern recht haben, als die neuesten parapsychologischen Forschungen gezeigt haben, daß das Gebiet der seelischen „Wirklichkeiten“ umfassender ist, als die gewöhnliche Psychologie annimmt. Daß es sich bei Telepathie und Hellsehen um (verhältnismäßig seltene) Ausnahmestände handelt, gibt W. durchaus zu (s. S. 208 f. die Formulierung der 3 Grundgesetze!). Wasielewskis Buch ist schon wegen der sorgfältigen Stoffsammlung eine sehr beachtenswerte literarische Erscheinung. B.

Aristoteles Politik. Übersetzt von Eug. Rolfes. Dritte, durchgesehene Auflage. Band 7 der Philosophischen Bibliothek. Leipzig. 1922. F. Meiner. 341 S.

„Wie vorteilhaft wäre es für die Weltlage gewesen, wenn im abgelaufenen Jahrzehnt die leitenden Männer bei uns die Grundsätze der aristotelischen Staatskunst gekannt und befolgt, und wenn überhaupt unser Staatswesen und die höchste Gewalt auf Grundlagen geruht hätten, die den Prinzipien des Aristoteles besser entsprochen.“ Diesen Satz des Übersetzers aus dem Vorwort zur dritten Auflage der „Politik“ kann man durchaus unterschreiben, ist doch gerade diese Schrift des Altertums gerade in unserer anarchischen Gegenwart von höchstem Werte. Fast alle üblichen Diskussionen auf dem politischen Gebiete bedienen sich der hier zuerst geprägten Begriffe! Die Übertragung ist sorgfältig und so kann man die Ausgabe von Rolfes nur empfehlen. B.

Neuaufgaben. — Karl Vorländer's Geschichte der Philosophie (Leipzig 1921, Meiner, XII, 368 S.; VII, 534 S.) liegt bereits in 6. Auflage vor. Gegenüber der letzten Auflage sind nur die Literaturangaben ergänzt worden. — Ebenso hat Bruno Bauch seinen: Immanuel Kant (Berlin 1921, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, XIII, 475 S.) in zweiter, unveränderter Auflage erscheinen lassen. Das Buch ist innerhalb der Kantforschung eins der gründlichsten und gediegensten und für jede wissenschaftliche Beschäftigung mit Kant unentbehrlich. — Eduard Sprangers Lebensformen. Geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit (Halle a. S., 1922, Max Niemeyer, XIII, 403 S.) liegt bereits in 3. verbesserter Auflage vor. Das Werk gehört zu den Büchern, mit denen sich jeder Gebildete auseinandersetzen muß; wir werden daher in einem der nächsten Hefte darauf zurückkommen.

Pädagogik

Das Kino in Gegenwart und Zukunft. Von Dr. Konrad Lange, Professor der Kunstgeschichte und Kunstlehre an der Universität München. Stuttgart 1920. Ferd. Enke. XI, 337 S. Lex. 8^o.

Über das Kino ist schon recht viel geschrieben worden, aber bisher nicht mit einer Gründlichkeit und Vielseitigkeit wie in diesem Werke. Lange ist ein Freund des Kino und ein Feind des Kinodramas. Er sammelt alles, was sich vom ethischen, ästhetischen und hygienischen Standpunkt gegen den jetzigen Kinobetrieb einwenden läßt. Die ganze Kulturfeindschaft der heutigen Filmindustrie wird an der Hand unwiderleglicher Tatsachen nachgewiesen. Dann aber entwickelt der Münchener Gelehrte in eingehender ästhetischer Untersuchung, wie ein künstlerischer Film gestaltet sein muß. An Stelle des Kinodramas verlangt er den Naturfilm, die Burleske, das Märchen, den phantastischen Trickfilm, den Tanz und die Kinopantomime. Eine Besserung der Mißstände ist aus dem Kreise der Filmindustrie nicht zu erwarten; die von der Jugend oder von Kulturfreunden versuchten Reformen sind gescheitert, also bleibt nur übrig, daß der Staat und die Gemeinden versuchen, Einfluß auf die Gestaltung der Filme zu gewinnen. Mit außerordentlicher Gründlichkeit behandelt der Verfasser die verschiedenen Möglichkeiten einer Beeinflussung. Am meisten verspricht sich L. von einer Kommunalisierung und Sozialisierung des Lichtspielwesens. Gegen seine Vorschläge läßt sich manches einwenden, aber die bestimmt formulierten Vorschläge verdienen die Beachtung aller derer, die sich mit Volkserziehung befassen müssen, als Volkserzieher, Politiker, Juristen, Beamte usw. Wer sich ernstlich mit dem Kinoproblem beschäftigen will, wird Langes Buch nicht entbehren können.

Sozialpädagogik. Von Paul Natorp. Fünfte Auflage. Stuttgart 1922. Frommann. VIII, 400 S. geh. 40.—, gbd. 60.— Mk.

Natorps Sozialpädagogik liegt nunmehr bereits in fünfter, gegen die vierte unveränderter Auflage vor. Dieses zuerst 1899 erschienene Werk des Marburger Philosophen ist und bleibt das Hauptwerk der modernen sozialen Ethik und Pädagogik, aus dem für die Fragen der Geisteskultur wie der Volksbildung reiche Schätze zu schöpfen sind. Insbesondere enthält das dritte Buch (Orga-

nisation und Methode der Willensbildung) sehr mannigfaltige Anregungen, auch für die mitten in der Praxis Stehenden. Es empfiehlt sich daher, die Lektüre dieses tiefeschürfenden Werkes mit S. 20 zu beginnen. Als erste Einführung in Natorps Ideen sind besonders gut die 6 Vorträge: „Volkskultur und Persönlichkeitskultur“ (1911) geeignet. B.

Sozialdemokratie und öffentliches Bildungswesen. Von J. Tews. 7. erweiterte Auflage. (Pädagogisches Magazin, Heft 9.) Langensalza. Beyer. 1921. 91 S.

Die bekannte, kritische Abhandlung von Johannes Tews erscheint hier in teilweiser veränderter und erweiterter Neu-Auflage. Von besonderem Interesse ist der letzte Abschnitt über die Maßnahmen der sozialdemokratischen Regierung in Preußen und die Zukunfts-Aussichten. Der Kern der Tewsschen Anschauungen ist in dem Satze (S. 6) zu erblicken: „Eins darf als Tatsache hingestellt werden: daß die Sozialdemokratie, nachdem sie zur Herrschaft gelangt ist, die Schulfrage nicht mit dem Eifer und mit der Folgerichtigkeit behandelt, die weite Kreise erwartet haben. Sie war immer im wesentlichen eine wirtschaftliche Partei und ist das heute mehr als je.“ Tews Kritik des Elternbeirats-Erlasses und der Schulgeld-Politik ist vollauf berechtigt. Aus der kleinen Schrift können Freunde wie Gegner gleichviel lernen. B.

Aus Arbeit und Leben. Erinnerungen und Rückblicke. Von Johannes Tews. Berlin 1921. Ver. wiss. Verl. 244 S. 8^o.

Tews ist einer der führenden Schulmänner und Volkserzieher unserer Zeit. Durch seine zahlreichen Schriften, Aufsätze und Vorträge, durch seine Tätigkeit als Geschäftsführer der Gesellschaft für Volksbildung ist er weitesten Kreisen bekannt geworden. Seit Jahrzehnten steht er in der vordersten Reihe der Kämpfer um die Hebung der Volksbildung und hat sich durch seine Tätigkeit viele Freunde und viele Feinde erworben. Es geht daher nicht an, daß nur die engeren Fachgenossen wissen, wie er zum Führer geworden ist, welche Erfahrungen, welche Einflüsse ihn zu seiner Stellung geführt haben. Sein Wirken ist ein Teil Schulgeschichte der letzten Jahrzehnte, an dem weitere Kreise Anteil nehmen. Erinnerungen und Rückblicke bringt sein Buch; ein Kämpferleben tut sich vor uns auf, das von Arbeit zu Arbeit, von Kampf zu Kampf schreitet. Nicht ein abenteuerliches, ereignisreiches äußeres Leben fesselt uns an diesen Blättern, sondern das stille, bescheidene Leben eines Schulmeisters, der in und außer dem Amte seine Pflicht tut, der im Dienste der Volksgemeinschaft für seine Überzeugung eintritt und für seine Sache kämpft, ohne nach Ehren und Beförderung zu streben. Solche Männer wären früher in Preußen und Deutschland nicht selten, heute hört man weniger davon, obwohl es auch heute noch solche Arbeits- und Pflichtmenschen gibt. Da uns Tews manchen Einblick in die preußische Schulgeschichte und die Entwicklung der Volksschule tun läßt, so enthält das Buch auch wertvolles Material für den Geschichtsschreiber der deutschen Schulgeschichte. So seien diese Schulmeistererinnerungen allen Freunden der Volksbildung empfohlen.

Die Arbeitsschule. I. Teil. Von P. P. Blonsky. Deutsch von Hans Ruoff. Berlin-Fichtenau. 1921. Verlag Gesellschaft und Erziehung. 126 S.

Das wertvolle und interessante Buch gewährt einen vorzüglichen Einblick in die pädagogischen und schulpolitischen Ideale Sowjet-Rußlands. Mit straffster Folgerichtigkeit entwirft der Verfasser ein bis ins kleinste durchgeführtes Bild der Arbeitsschule, genauer: der Industrieschule, wie er sie ersehnt, und wie sie in freilich noch sehr kümmerlichen Anfängen in Moskau bereits im Entstehen begriffen ist. Blonsky beherrscht die Literatur gut, von der deutschen besonders Pestalozzi, Fröbel und Kerschensteiner, und mit großer Klarheit weiß er die entscheidenden Fragen herauszuarbeiten. So ist z. B. die Abgrenzung der von ihm geforderten Industrieschule gegen die Illustrierarbeitsschule und die Handwerksarbeitsschule (Kerschensteiner) ausgezeichnet. Auch sonst ist das Buch reich an feinen, zuweilen fast genial zu nennenden Ausführungen und Bemerkungen; aber aufs ganze gesehen wirkt doch seine Vergötterung der Maschine, seine brutale Betonung eines schroff einseitigen Proletarierstandpunktes, überhaupt der ganze Schematismus und Doktrinarismus des orthodoxen Bolschewisten geradezu abschreckend; man sieht wieder einmal, wie diese Pädagogik, die Worte und Einzelgedanken Pestalozzis und Fröbels dauernd im Munde führt, von dem wahren Geiste dieser Männer unendlich weit entfernt ist.

Sch.

Kommunale Schulpolitik. Von Erich Witte. Gotha 1921.

F. A. Perthes. Das neue Reich Nr. 12. 63 S.

Das Lob engster Fühlung mit der Praxis kann man diesem Buche zollen. Witte beschränkt sich, unter Verzicht auf jede Vollständigkeit, auf einige Reformen, die die städtischen Schulverwaltungen sofort ohne erhebliche Kosten durchführen können. Freilich, daß seine Vorschläge nun auch wirklich Reformen sind, wird einfach, ohne jeden Versuch einer Begründung, angenommen; über manches, z. B. über die geforderte Aufhebung der untersten Klassen der höheren Schulen, oder über die Behauptung, daß die Aufbauschule die Schule der Zukunft sei, werden die Meinungen sehr auseinandergehen. Vorzüglich und den gewiegten Praktiker verratend, sind dagegen die Richtlinien über Weiterbeschäftigung verheirateter und Entschädigung abgehender weiblicher Lehrkräfte, wie denn überhaupt die ganze Schrift die schulpolitische Erfahrung des Verfassers verrät; jede Einsicht oder gar Vertiefung in die vorhandenen prinzipiellen Probleme jedoch fehlt vollständig.

Sch.

Zur Reform des Religionsunterrichts. Von Friedrich Niebergall. Langensalza 1921. J. Beltz. 147 S.

Die Bedeutung Niebergalls für den Aufbau und Ausbau eines wirklich neuzeitlichen Religionsunterrichts ist bekannt. Neuzeitlich ist dabei in doppeltem Sinne gemeint, sowohl in bezug auf die zugrunde liegende Theologie wie auf die pädagogisch-methodische Gestaltung. Nach beiden Seiten hin gehört Niebergall — neben Männern wie Schuster, Spanuth, Richert, Kessler u. a. — heute zu den unumstrittenen Führern. In dem vorliegenden Buche gibt er zunächst eine Reihe theoretisch-prinzipieller Abhandlungen, alle musterhaft klar und sachlich wertvoll; und sodann eine Anzahl praktischer Lehrbeispiele, den verschiedensten Schularten und Unterrichtsstufen entnommen. Je häufiger man namentlich junge Lehrer findet, die gerne guten Religionsunterricht geben

möchten, aber nicht recht wissen, wie sie es anfangen sollen, da es ihnen niemand gezeigt hat, desto nötiger ist es, auf Bücher wie dieses hinzuweisen; sie können unermeßlichen Segen stiften. Sch.

Religion und Schule. Von Johannes Volkelt. Leipzig 1919. F. Meiner. 64 S.

Das Büchlein ist hervorgegangen aus den heftigen Kämpfen um den Religionsunterricht, wie sie unmittelbar nach der Revolution 1918 einsetzten; es hat aber weit mehr als Tagesbedeutung. In wundervoll klarer Weise werden alle hier in Betracht kommenden grundsätzlichen Fragen behandelt; man wünschte es vor allem in die Hände aller Schulpolitiker, die den pädagogischen Fragen oft bedauerlich fern stehen. Nur die direkt religiöse Wirkung des Religionsunterrichts scheint mir auf Kosten seiner eigentlich unterrichtlichen Leistung etwas übertrieben; hier schiebt V. dem Religionsunterricht ein Ziel zu, das nur die religiöse Erziehung in ihrer Gesamtheit leisten kann. Sch.

Lebenskunde. Briefe an junge Mädchen. Von Marie Kauer. Gotha 1921. F. A. Perthes. 172 S.

Aus wirklichem Briefwechsel mit jungen Mädchen ist dieses Buch hervorgegangen, und daß dem so ist, das merkt man auf jeder Seite. Es ist nichts Erklügeltes oder Erträumtes, sondern das volle Leben, das einem hier entgegentritt. Glücklicherweise wird auch der so naheliegende Predigtton vermieden, es werden keine Mahnreden gehalten, sondern vorhandene Probleme gründlich und tief durchdacht und besprochen. Die Verfasserin steht dem neuzeitlichen Mädchenideal und Mädchenleben durchaus bejahend gegenüber; höchstens in dem Kapitel über den Verkehr mit jungen Männern vermißt man etwas, die Kenntnis dessen, was z. B. die Jugendbewegung hier Neues geschaffen hat. Ganz vorzüglich sind die Ausführungen über „Soziales Verständnis“ und „Volk und Vaterland“. Das Buch, zu dem die bekannte Dichterin Anna Schieber eine Einführung geschrieben hat, kann unsern Mädchen, kann aber auch dem Mädchenerzieher von großem Werte sein. Sch.

Die Bücherei der Volkshochschule. Eine Sammlung gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Wissensgebieten. Herausgegeben von Ministerialdirektor Dr. R. Jahnke. Bielefeld 1921 f. Velhagen & Klasing.

Während die Volkshochschule jetzt eine gewisse Krise durchmachen muß, aus der sie hoffentlich recht kräftig und von allen Kinderkrankheiten frei hervorgehen wird, schreitet diese Sammlung frisch und rüstig fort und entwickelt sich zu einer Sammlung gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Wissensgebieten, die den Vergleich mit den älteren Sammlungen „Aus Natur und Geisteswelt“, Sammlung Göschen, und „Wissenschaft und Bildung“ gut besteht. Eine große Zahl neuer Bände ist in den letzten Monaten herausgekommen: Dr. Anna Siemsen gibt eine gute Auswahl kleiner Erzählungen unter dem Titel: Die Kunst des Erzählens heraus (VI, 108 S.). Kurze Einleitungen behandeln das Leben der Dichter. Eine vorzügliche Einführung in die Philosophie der Gegenwart gibt Prof. Dr. J. M. Verweyen: Neuere Hauptrichtungen der Philosophie (II, 82 S.). Kürze und Klarheit

zeichnen dieses Werkchen des Bonner Philosophen aus. Heinz Welten gibt ein zweites Bändchen: Biologische Probleme heraus (V, 118 S.). Die Aufsätze sind aus Vorlesungen an der Humboldt-Hochschule zu Berlin entstanden. Sie führen gut in das schwierige Problem der Biologie ein. Bilder hätten das Verständnis erleichtert, fehlen aber leider. Prof. Dr. H. G. Holle behandelt die Chemie des häuslichen Lebens (104 S.). Die Erörterungen knüpfen an bekannte Erscheinungen an, führen dann aber ziemlich schnell und nicht immer leicht verständlich in die Wissenschaft. Wichtige Fragen der Vorkriegszeit behandelt der bekannte Volkswirtschaftler Carl Brinkmann: Weltpolitik und Weltwirtschaft im 19. Jahrhundert (70 S.). Das Werk verdient eine Fortsetzung bis in die Gegenwart, die nur gelegentlich erwähnt wird. Prof. Dr. Enoch Zander gibt eine gute Darstellung der Wunder des Meeres (VI, 134 S.). Die zahlreichen Abbildungen geben eine gute Anschauung der phantastischen Formen und absonderlichen Lebensäußerungen dieser Wunderwelt. An der Hand von 25 Abbildungen stellt Erich Haring das Leben und die Hauptwerke von Leonardo da Vinci dar und gibt dabei eine Einführung in die italienische Renaissance (79 S.). Deutsche Dichter der Neuzeit behandelt A. Baldewein (II, 161 S.). Das Bändchen enthält die Lebensbeschreibungen und ausgewählte Gedichte und Proben von Mörike, Droste, Scheffel, Hebbel, Ludwig, Storm, Raabe, Gottfried Keller, Konrad Ferd. Meyer und von einigen plattdeutschen Dichtern. Der Staatsgedanke unserer großen Denker wird von A. Pfannkuch behandelt (77 S.). Berücksichtigt wird nach einem Überblick über die Entwicklung des Staatsgedankens Kant, Humboldt, Fichte, Schelling, Adam Müller und Schelling. Die Darstellung verlangt vom Leser eine sehr starke Denkarbeit. In ein sehr interessantes Gebiet deutscher Volkskunde führt Prof. D. Dr. Carl Clemen ein: Deutscher Volksglaube und Volksbrauch (89 S.). Die Darstellung beschränkt sich auf diejenigen Anschauungen und Gebräuche, die aus dem deutschen Altertum stammen und die einen religiösen Sinn haben. Innerhalb dieser Schranken entwickelt dann Clemen ein reichhaltiges und anziehendes Kapitel der Kulturgeschichte. In den Dienst der Volksgesundheitspflege stellt sich Prof. Dr. Th. Rumpf, wenn er die Erhaltung der körperlichen Gesundheit behandelt (91 S.). Die einleuchtenden Ausführungen des bekannten Sozialhygienikers verdienen weiteste Beachtung. Eine kurze Einführung in Dantes Göttliche Komödie gibt Prof. Dr. Paul Simon (II, 100 S.). Zahlreiche Zitate in den Übersetzungen von Geisow, Gildemeister und Pochhammer erläutern die Darstellung. Justus Liebig und seine Zeit aus der Feder von Professor Alfred Benrath führt uns ein interessantes Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert vor Augen (120 S.). Universitätsleben, Wissenschaft, Wirtschaftsleben und Politik dieser Zeit spielen im Leben dieses Wohltäters der Menschheit eine große Rolle. Die scharfen Angriffe von Delitzsch haben wieder die Frage der Bedeutung des Alten Testaments für unsere Zeit in den Vordergrund gerückt. Wer sich ein eigenes Urteil über seine Bedeutung verschaffen will, findet eine unbefangene und vorsichtige Darstellung in dem Bändchen: Entstehung des Alten Testaments von Professor Dr. Walter von Hauff (117 S.). In 6 Vorträgen gibt Prof. Dr. Köhler einen Überblick über das Leben und die Werke Rousseaus (91 S.), dessen

Einfluß bis in unsere Tage reicht. Inhaltsverzeichnis und Register fehlen leider diesem Bändchen. Dr. Paul Kaßner bietet in dem Bändchen: *Wirtschaftliche Bodenreform* (107 S.) eine leicht verständliche Zusammenfassung der Bodenreformvorschläge Damaschkes. Auch der Gegner der Bodenreform findet mancherlei Anregungen. Das Zeitalter Napoleons wird in zwei Bänden dargestellt: Dr. Fritz Hartung behandelt Deutschlands Zusammenbruch und Erhebung im Zeitalter der französischen Revolution. 1792—1815. (VI, 121 S.) Die Fragen der inneren Politik, die mit denen unserer Zeit manche Ähnlichkeit haben, stehen dabei im Vordergrund. Ähnlich, aber unter stärkerer Betonung der kriegerischen Ereignisse, behandelt Professor Hans Haefke denselben Zeitraum unter dem Titel: *Deutschland und Napoleon I. Die deutsche Geschichte von 1786—1815.* (121 S.) Auch zwei Einführungen in die Kunst sind recht empfehlenswert. Dr. Curt R. Hohberger gibt eine kurze Einführung in das Verständnis der Musik (226 S. mit vielen Notenbeispielen), Curt Habicht eine Einführung in das Verständnis der deutschen Bildhauerkunst (II, 103 S. mit 32 Abbildungen). Man muß dem Herausgeber und der Verlagsbuchhandlung für diese schöne Sammlung Dank sagen.

Geschichte

Deutschlands Außenpolitik von Bismarcks Abgang bis zum Ende des Weltkrieges (1890—1918). Von Professor Dr. Veit Valentin. Berlin 1921. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. XV, 418 S.

Valentin hat diese politische Geschichte der jüngsten Vergangenheit auf Grund sehr umfangreicher Forschungen und unter Benutzung der kaum übersehbaren Veröffentlichungen der letzten Jahre geschrieben. Akten und Aktenauszüge aus dem Auswärtigen Amt standen ihm dabei zur Verfügung. Einen großen Teil der Vorarbeiten hat er schon während des Krieges geleistet, als der Ausgang des Krieges noch nicht vorauszusehen war. Die Geschichte der jüngsten Zeit ist nicht leicht zu schreiben, der Abstand ist noch zu gering, wir sind selbst noch Partei, die Quellen sind zum größten Teil, vor allem aus den außerdeutschen Ländern, noch nicht zugänglich, zum Teil auch auf ihre Richtigkeit noch nicht nachzuprüfen. Wer daher eine solche Geschichte zu schreiben unternimmt, wird nicht darauf rechnen können, allgemeine Zustimmung zu finden. Das gilt auch von Valentins Buch; es entspricht nicht den Anschauungen der Machtpolitiker, es entspricht aber auch nicht den Ansichten der Pazifisten, wenn es auch diesen nicht ganz fernsteht. Es bewegt sich also zwischen beiden Weltanschauungen, etwa in der Richtung der Liga für Völkerbund, der Valentin nahe steht. Er geht also von der Solidarität der Kulturmenschheit aus und beurteilt von diesem Standpunkt aus die Politik. Er gibt dabei einen Überblick über die Ziele und Kräfte der deutschen Außenpolitik, ohne auf alle Einzelheiten des Verlaufs einzugehen. Enthüllungen bringt das Buch nicht, es bringt aber manchen neuen Gesichtspunkt für die Beurteilung. Dabei bemüht sich der Verfasser nach besten Kräften, gerecht und unparteiisch zu urteilen, ohne es natürlich allen Lesern recht zu machen. Selbstverständlich kann dieses Werk noch nicht abschließend und endgültig zu allen Fragen

Stellung nehmen, denn täglich wird noch neues Material bekannt. Es ist aber eine nützliche Vorarbeit, die von einer bestimmten Weltanschauung aus Stellung zu den Ereignissen nimmt und ein reiches Material für die Beurteilung der Schuldfrage bringt.

Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Von Fritz Mauthner. 2. Band. Stuttgart 1921. Deutsche Verlags-Anstalt. 593 S. Groß 8°.

Dieser zweite Band von Mauthners geistesgeschichtlichen Untersuchungen führt uns in die Jahrhunderte, die für die Gegenwart von entscheidender Bedeutung sind: in die Zeit der Reformation und in das 17. und 18. Jahrhundert. Er beginnt mit einer Darstellung von Paracelsus und Cardanus und schließt mit den englischen Deisten. Dazwischen stehen klar herausgearbeitete Porträts derjenigen Bahnbrecher modernen Geistes, die als Entdecker der Natur und des Menschen, als lachende Zweifler und freie Denker in den Niederlanden und in England bezeichnet werden können. Ein umfangreiches, historisch wertvolles Material hat Mauthner in dieser Geschichte der Freidenker verarbeitet und bietet es in klaren, allgemeinverständlichen Ausführungen einem weiteren Leserkreise. Trotz mancher Bedenken gegen Einzelbehauptungen und Auffassungen darf man auch den zweiten Band Freunden geistesgeschichtlicher Forschung empfehlen. (Vgl. die Anzeige des 1. Bandes 1921 S. 177.)

Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben. Von Ludwig Keller. Preisgekrönte Schrift. 2. Auflage. Mit einer Einführung von August Horneffer. Berlin o. J. (1922). Alfred Unger. XVIII, 169 S. Grundzahl brosch. 2,50, geb. 3,50.

Freimaurertum. Geschichte, Wesen und Ziele mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Freimaurerei. Von Otto Philipp Neumann. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin o. J. (1922). Alfred Unger. XI, 116 S. Gdz. 2,—.

Kellers Schrift gehört zu den geistvollsten Darstellungen der Freimaurerei. Auf Grund einer umfassenden und tiefgrabenden geistesgeschichtlichen Forschung gibt Keller eine Zusammenfassung der geistigen Grundlagen. Im Mittelpunkt steht die Entstehung und das Werden des Humanitätsgedankens von der pythagoräisch-platonischen Gedankenwelt bis in die Gegenwart hinein mit allen Auswirkungen auf das öffentliche Leben. Humanität ist der Zentralgedanke Kellers, und man könnte das Werk eine Geschichte des Humanitätsgedankens nennen. Daß aber Keller nicht bloß von Humanität gesprochen und geschrieben hat, zeigt das Bestehen unserer Gesellschaft, die in Keller ihren Begründer und langjährigen Vorsitzenden ehrt. Das Buch selbst gehört in die Hand jedes Erziehers und jedes Kulturpolitikers; denn nirgends sonst sind die historischen Grundlagen einer Kulturpolitik in so umfassender und geistvoller Weise dargestellt worden. Es ist deshalb zu begrüßen, daß der Verlag Alfred Unger dieses Hauptwerk Kellers in einer geschmackvollen und gediegenen Ausstattung der Öffentlichkeit wieder zugänglich macht. Ein besonderer Vorzug ist auch die Einführung August Horneffers, der Leben und Bedeutung Kellers würdigt, die Berechtigung und auch die individuelle Eigen-

art von Kellers Kulturphilosophie darstellt. Wir haben im letzten Heft einen Auszug dieser Einleitung zum Abdruck gebracht. — Ganz anders ist Neumanns Werk. Er behandelt vor allem die äußere Geschichte der Freimaurerei, er verißt dabei freilich nicht das Wesen und die geistige Umwelt zu schildern, aber im Zentralpunkt steht doch die geschichtliche Entwicklung. Er will vor allem die vielfach herrschende Unklarheit über das Wesen der deutschen Freimaurerei beseitigen und so zu einem besseren Verständnis anleiten. Das ist eine dringende Aufgabe für die Gegenwart, wo ein neuer Ansturm gegen die Freimaurerei von allen Seiten einsetzt. Die neue Auflage bringt mancherlei Verbesserungen in Inhalt und Form. Beide Werke aber seien Freimaurern und Laien empfohlen; sie verdienen von allen denen gelesen zu werden, die mit Rat und Tat an dem Wiederaufbau unseres Volkes mitarbeiten wollen.

Bücherei der Kultur und Geschichte. Herausgegeben von
Dr. Seb. Hausmann. Bonn 1920 ff. Kurt Schroeder. 8^o.

In dieser handlichen Sammlung sind eine Reihe neuer Bände erschienen. Im Band 8 behandelt der Tübinger Historiker Adolf Rapp den deutschen Gedanken, seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert. (373 S.) Er stellt die deutsche Einheitsbewegung dar von der Entwicklung des deutschen Bewußtseins im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Neben der politischen Geschichte nimmt die Geschichte des Bewußtseins deutscher Art einen breiten Raum ein. Auch auf die Entwicklung des Deutschtums außerhalb der Reichsgrenzen geht Rapp ausführlich ein. — Im Band 11 gibt Prof. Dr. W. Koppelman eine Einführung in die Politik. Theoretische Grundlegung für die Aufgaben der Praxis (XV, 278 S.). Nach einer Einleitung über Entstehung und Zweck des Staates und einer Definition der Politik, und besonders ihrer Abgrenzung gegenüber den benachbarten Wissenschaften behandelt er eingehend unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse die Verfassung und die Gesetzgebung. Wer zu einem Verständnis und zu einer gerechten Würdigung der Tagesfragen gelangen will, muß sich mit den Prinzipienfragen der Politik beschäftigen. Die von einer hohen ethischen Lebensauffassung getragenen Ausführungen Koppelmans bieten eine geeignete Grundlage und Einführung. — Im Band 16 und 17 behandelt der Berliner Geograph Walter Vogel Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen (XVI, 618 S. mit 14 Karten). In fesselnder Form gibt er eine Landes- und Geschichtskunde des neuen Europas. Der erste Teil schildert die für die Entwicklung entscheidenden Länder Europas, vor allem England mit seinen Bundesgenossen, Deutschland und Rußland. Der zweite Teil untersucht die einzelnen geographischen und nationalen Fragen Europas an der Hand einer eingehenden Charakteristik der neu entstandenen Staaten. Wer daher sich von dem Urteil der Tageszeitungen unabhängig machen will und zu einem eigenen Urteil über die Gegenwart gelangen will, findet hier das geschichtlich-geographische Material, das er dazu nötig hat. — Eine gute und flüssig geschriebene Landeskunde von Kongreßpolen gibt Fritz Braun im Band 19 unter dem Titel: Die östlichen Grenzländer Norddeutschlands. (VIII, 123 S.) Er behandelt darin Aufbau und Bodengestalt, Klima, Pflanzen- und Tierwelt,

Landschaftsformen, Weltlage und Besiedlung, Wirtschaftsleben und Verkehrswege. Da wir von diesem östlichen Nachbarland wenig wissen, auch die wissenschaftliche Literatur nur dürftig ist, füllt diese Darstellung eine Lücke aus. Karten sind leider nicht beigegeben, hätten aber gute Dienste leisten können.

Luther-Studien. Herausgegeben von Prof. Dr. Hartmann Grisar. S. J. Freiburg 1921. Herder.

Der bekannte Lutherbiograph Grisar gibt eine Reihe Lutherstudien heraus, die zweierlei Zwecke verfolgen. Einmal sollen sie die in seinem Hauptwerke vertretenen, von protestantischen Gelehrten vielfach bestrittenen Auffassungen begründen und näher ausführen, zum anderen aber haben sie die Aufgabe, ein Gegengewicht gegen die zahlreichen Lutherschriften und Lutherfeiern der vergangenen und der nächsten Jahre zu bilden. Beide Aufgaben werden mit großem Geschick und einer umfassenden Gelehrsamkeit gelöst. Vom historischen Standpunkt lassen sich gegen die Methode und gegen die Auffassungen in diesen Studien dieselben Einwendungen machen wie gegen das Lutherwerk. Kulturhistorisch aber sind sie höchst interessant und bringen mancherlei Neues. Das gilt besonders von den beiden bisher erschienenen Heften, die *Luthers Kampfbilder* behandeln. Heft 1 behandelt das *Passional Christi und Antichrist* (XIII, 68 S. mit 5 Abbildungen), Heft 2: *Der Bilderkampf in der deutschen Bibel* (IX, 45 S. mit 9 Abbildungen). Die kulturhistorische Hauptarbeit leistet dabei der Jesuit Franz Heege, nur die allgemeinen historischen Fragen behandelt Grisar selbst. Die Wahl des Themas ist äußerst geschickt, da gerade auf diesem Gebiet Luther ein Kind seiner recht derben Zeit ist. Übrigens verdiente die Frage, wieweit Luther Einfluß auf die Ausgestaltung der Bilder gehabt hat, einer eingehenden Untersuchung; die kurzen Hinweise in beiden Heften genügen nicht. Die übrigen Kampfbilder Luthers sollen in zwei weiteren Heften behandelt werden. Grisar selbst setzt sich mit der Lutherforschung und den Lutherfeiern der letzten Jahre in den Heften: *Luther in Worms* und die jüngsten drei Jahrhundertfeste der Reformation (II, 89 S.) und *Luthers Trutzlied „Ein feste Burg“* in Vergangenheit und Gegenwart (VII, 57 S.) auseinander. Grisar versteht es in hervorragender Weise, den katholischen Standpunkt zu vertreten. Wer sich über die katholische Auffassung von Luthers Werk und über die heutige Stellung von Luthertum und katholischer Kirche belehren will, findet hier reiches Material.

Aus altpreußischen Tagen. Kleine Lebens-Erinnerungen. Von Adelheid v. Veith. 1922. Verlegt bei E. Matthes-Leipzig. 136 S.

Diese „Erinnerungen“ einer 85 jährigen sind ein köstliches Idyll mitten im Strome der Zeit. Nicht Geschichte will die Verfasserin geben, sondern Geschichten, Histörchen und Anekdoten. Dabei tauchen die Großen der preußisch-deutschen Geschichte: Blücher, Moltke, Bismarck, Friedrich Wilhelm IV., Droysen, E. T. A. Hoffmann und viele andere auf. „Aus altpreußischen Tagen“ geht wirklich ein Klang über diese Saiten (und Seiten), oft lieblich, oft ernst, zur Einkehr und Besinnung mahnend an so manch Verlorenes, das scheinbar einfach und dabei doch groß gewesen! Die preußische Art, die preußische Seele

spricht aus diesen kleinen Erzählungen, die so recht lebendig anmuten. Ein auch in seiner Ausstattung mit den Bilderbeigaben äußerst sympathisches Buch, das man in ruhigen Stunden wieder und wieder zur Hand nehmen wird. B.

Von Gambetta bis Clemenceau. Von Fritz Roepke. 50 Jahre französischer Politik und Geschichte. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart. 1922. 291 S.

Eine fein abwägende Darstellung der französischen politischen Geschichte seit 1870, die auf einer staunenswerten Kenntnis des einschlägigen Materials beruht. Sehr beachtenswert sind insbesondere die Abschnitte: V. Die sozialistische Bewegung, VIII. Der „neue Geist“ und XI. Der französische Friede. Man kann allen Deutschen, denen es um das Verständnis der Gegenwart zu tun ist, nur dringend raten, Roepkes Buch zu lesen, das so recht die innere Folgerichtigkeit der französischen Politik seit dem 70er Zusammenbruch erkennen läßt. Der „neue Geist“, das heißt der Nationalismus, hat über den Sozialismus und die tiefer verstandene Demokratie triumphiert, das ist das Ergebnis. — Auch hinsichtlich der Form der Darstellung und der Ausstattung ist Roepkes Buch zu loben, das sich zur Verbreitung in weiteren Kreisen eignet. B.

Der heilige Bonifatius, Apostel der Deutschen. Von Johann Joseph Laux. Freiburg, 1922. Herder. XII, 308 S. Mit 11 Bildern.

Eine wertvolle Bereicherung unserer Bonifatiusliteratur bildet dieses Buch. Es benutzt die neusten Forschungen Tangls und setzt sich mit ihnen kritisch auseinander. Dabei ist das Werk bei aller Wissenschaftlichkeit gut lesbar und auch weiteren Kreisen verständlich. Das Leben des Bonifatius von seiner Jugend bis zum Märtyrertode wird uns in abgerundeten, lebensvollen Bildern geschildert; die Quellen werden in großem Umfange herangezogen, so daß eine wissenschaftlich gediegene, gut lesbare Darstellung zustande gekommen ist. Wer das Lebensbild nachprüfen will, findet außer in den Anmerkungen im Anhang eine kurze kritische Übersicht über die wichtigste Literatur und eine Zusammenstellung und Erörterung von 15 umstrittenen Bonifatiusfragen. Auch die Auswahl und Wiedergabe der 11 Abbildungen ist gut.

Die deutsche Frage und die deutschen Dynastien seit 1646. Von Hans Wermbter. Staatspolitischer Verlag, Berlin SW 48, 40 S. Geh. 8,50 Mk.

Die kleine Schrift gibt eine etwas trockene Übersicht über die Entwicklung der deutschen Frage mit dem Ziele, von der nationalen Basis aus zu einem mitteleuropäischen Einvernehmen zu erziehen; statt des „nationalistischen Hasses und Streites“ wünscht der Verfasser durch geistig-sittliche Erneuerung ein friedliches Neben- und Miteinander in Arbeit und Verkehr und dadurch die Erhaltung der Selbständigkeit und Weltgeltung Europas. Dieser gemäßigte, auf nationalem Boden ruhende Kosmopolitismus ist gewiß ein erstrebenswertes Ideal — nur wollen denn auch die ändern? Daß wir selbst nach solcher Geschichte den Partikularismus und die Parteiung endlich überwinden und ein einheitliches Volk mit gefestigter Kultur werden müssen, ist klar, aber

die weiter gesteckten Ziele führen ins Utopische, soweit wir nicht in der Lage sind, eine Macht zu entwickeln, die die Nachbarn unsere überlegene Kultur anzuerkennen zwingt. Glaubt der Verfasser im Ernst, daß Franzosen, Tschechen, Polen, Dänen ohne imponierende deutsche Machtentwicklung nach der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Seite hin sich aus idealen Motiven zu jener völkischen Duldung uns gegenüber entschließen werden, die er uns selber anempfiehlt? So dürfte das einheitliche europäische Kulturbewußtsein und das einige Mitteleuropa Naumanns noch lange ein schöner Traum bleiben — Ja, hätten wir gesiegt?! Dr. Reimann.

Von Versailles 1871 bis Versailles 1920. Von Paul Ostwald. Staatspolitischer Verlag, Berlin SW 48. 166 S. Geh. 28 Mk.

Eine kurze, vom Kriegerischen ganz absehende, mit politischer Reflexion durchsetzte Darstellung der deutschen Schicksale im Rahmen der Weltpolitik von der Reichsgründung bis zur Gegenwart. Sie ist gut disponiert, verständig im Urteil und zeigt in vielen glücklichen Formulierungen ebenso die heiße Vaterlandsliebe wie den literarischen Geschmack des Verfassers. Sein Standpunkt zu den Fragen der Machtbildung nach außen wie nach innen dürfte sich etwa mit dem der deutschen Volkspartei decken, doch strebt er mit Bewußtsein nach objektivem Urteil und sucht, ohne anzuklagen, mit dem historischen Verständnis für das Vergangene zugleich eine Säuberung des politischen Geistes über alle Parteidoktrin hinaus im Sinne innerer Einheit zu erreichen. So hat er ein gutes historisch-politisches Erziehungsbuch geschaffen für Lehrer, für ältere Schüler und auch für weitere Kreise jener unsichtbaren Partei, die an einen Aufstieg durch politische Reife und sittliche Kraft glauben; möge es nicht ohne Wirkung bleiben!

Im einzelnen wird man natürlich verschiedener Meinung sein dürfen; so fehlt, um nur einiges Wichtige herauszugreifen, eine feste Stellung zur Frage des Flottenbaus; der militärische Endsieg der Feinde, der doch leider nicht zu leugnen ist, wird nicht zugegeben, und die Revolution in Bausch und Bogen den Sozialdemokraten zugeschoben, während sie doch nur widerwillig mitmachen, um die Unabhängigen nicht allein zur Herrschaft kommen zu lassen. Doch sollen dergleichen Ausstellungen den guten Gesamteindruck des Ganzen nicht abschwächen; es bleibt ein vortreffliches volkstümliches Buch zur Einführung in die jüngste Geschichte und in historisch-politisches Denken überhaupt. Dr. R.

Klio-Karte der Weltgeschichte 1914—20. Berlin, Mittler & Sohn, 1920. 60 Mk.

Ein höchst unbequemes Mittel, die wichtigsten historischen Ereignisse gleichzeitig zu überschauen. Wer soll auf seinem Schreibtisch eine Karte von etwa einem Quadratmeter ausbreiten — um schließlich doch nur dürftige Notizen zu finden? Als Wandkarte aber kann diese schematische Aufteilung in Rechtecke mit kleiner Schrift erst recht kein Interesse erregen oder als brauchbares Unterrichtsmittel angesprochen werden. Das ganze Prinzip ist verfehlt: Äußerlichkeiten, Schemata, Kompilationen dieser Art vermögen niemals geistige Beziehungen, historische Entwicklungen, Schicksalsnotwendigkeiten und Führerentschlüsse klar zu machen. So scheint uns der Verlag, der so

viel Vortreffliches zur Kriegsgeschichte veröffentlicht hat, in diesem Falle schlecht beraten gewesen zu sein, als er erhebliche Mittel in ein Unternehmen steckte, das sich keine Freunde erwerben kann, weil es unzweckmäßig ist.
Dr. R.

Neuaufgaben. — In sechster Auflage erscheint soeben Friedrich Meinecke: *Weltbürgertum und Nationalstaat*. (München, 1922. R. Oldenbourg. X, 554 S.) Diese Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates gehören zu den klassischen Werken der deutschen Geschichtsschreibung. Gerade heute sind die darin behandelten Probleme für uns von entscheidender praktischer Bedeutung. Die neue Auflage berücksichtigt in den Anmerkungen die Forschung der letzten Jahre. Außerdem enthält sie einen Aufsatz, der die Fortentwicklung des preußisch-deutschen Problems behandelt. Da auch heute noch das Doppelideal von Weltbürgertum und Nationalstaat, das der deutschen Nation seit ihrem Aufstiege zu neuem geschichtlichen Leben aufleuchtete, nicht zu einer Einheit verschmolzen ist, noch heute der Gegensatz Preußen und Deutschland nicht überwunden ist, eher verschärft besteht, wird das Werk des Berliner Historikers ebenso freudige Anerkennung finden wie in den früheren Auflagen. — In vierter Auflage liegt die *deutsche Geschichte, dem deutschen Volke und seiner Jugend erzählt* von Richard Kabisch, vor (Göttingen 1921. Vandenhoeck und Ruprecht. 262 und 276 S. mit 59 Zeichnungen.) Da Kabisch seine Liebe zum deutschen Volke auf dem Schlachtfelde mit dem Tode besiegelt hat, mußte Dr. Gottfried Brunner die neue Ausgabe besorgen und die Geschichte bis zur Gegenwart fortführen. Er hat diese nicht leichte Aufgabe recht geschickt gelöst, so daß das Werk auch in der neuen Gestalt ein Volks- und Jugendbuch bleiben wird. — *Roms letzte Tage unter der Tiara. Erinnerungen eines römischen Kanoniers aus den Jahren 1868 bis 1870*, von Klemens August Eickholt (Freiburg, 1922. Herder. VIII, 320 S. mit 8 Bildern) liegt in 4. und 5. Auflage vor. Der Verfasser, der selbst an den letzten Kämpfen um den Kirchenstaat teilgenommen hat, gibt lebensvolle, anschauliche Schilderungen von den politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zuständen Roms jener Zeit. Inhalt und Darstellung dieses Erinnerungsbuches sind fesselnd und lesenswert. — *Otto Kaemmlers Werdegang des deutschen Volkes* ist in seiner von Arnold Reimann bearbeiteten Neuauflage bis zum 3. Bande gediehen, der die Zeit von 1648—1858 behandelt. (Berlin 1921. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. IX, 198 S.) Auch der 3. Band zeigt überall die bessernde Hand des Herausgebers. Ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, treten die historischen Richtlinien immer klarer hervor. Ein empfehlenswertes Geschenkbuch für unsere heranwachsende Jugend.

Sprach- und Literaturwissenschaft

Deutsche Dichtung in neuer Zeit. Von Friedrich von der Leyen. Jena 1922. Eugen Diederichs. 374 S. 8^o.

Der Kölner Literaturhistoriker führt uns die Höhepunkte der deutschen Dichtung seit Nietzsche vor. Subjektiv ist die Auswahl, subjektiv die Beurteilung, aber auch, wo der Leser anderer Meinung ist, muß er die Begründung als wohl überlegt und berechtigt anerkennen. Von dem verwandten Werke Albert

Soergels unterscheidet sich die vorliegende Darstellung vor allem durch die starke kritische Sichtung. Nur das, was v. d. Legen für bedeutend und bezeichnend für Dichtung und Zeit hält, wird hier behandelt, und nur die Dichter, denen besondere Erfolge zuteil wurden, erscheinen in diesem Buche. Dabei versteht es der Verfasser auch, unsere Teilnahme immer wieder zu beleben; er wechselt in der Art der Vorführung, wie es die Besonderheit der Werke fordert, er hebt die stärkeren Dichterpersönlichkeiten gebührend heraus, er streut Gedichte und Abschnitte aus Erzählungen ein. Besonders lehrreich sind zum Beispiel die zahlreichen Übersetzungsproben in dem Abschnitt über Stefan George. So ist ein Meisterwerk der Literaturgeschichte entstanden, wie wir es bisher über diese Zeit nicht besaßen, ein sicherer Führer durch die chaotische Fülle der modernen Literatur.

Das dichterische Kunstwerk. Grundbegriff der Urteilsbildung in der Literaturgeschichte. Von Emil Ermatinger. Leipzig 1921. B. G. Teubner. VIII, 405 S.

Zwei Richtungen lassen sich in der Literaturgeschichtsschreibung unserer Zeit nachweisen. Die eine, die in den meisten Literaturgeschichten vertreten ist, reiht kritisch gesichtete Tatsachen der äußeren Geschichte aneinander, stellt das Leben der Dichter in seinem Werdegange dar und bespricht die Werke nach Herkunft und Verwandtschaft von Stoff und Form, nach Inhalt und Technik. Ausgangspunkt ist der Stoff, der Historiker deutet ihn nur. Ermatinger nennt diese Richtung mit einer gewissen Berechtigung materialistischen Positivismus. Die andere Richtung geht philosophisch-reflektierend vor. Sie sieht von allen äußeren Dingen ab; Ausgangspunkt ist der Historiker und sein innerlich geschautes Bild des Gegenstandes. Auf die Feststellung, was tatsächlich gewesen ist, wird grundsätzlich verzichtet. Beispiele für diese Art der Geschichtsschreibung sind etwa Gundolfs Goethe oder Bertrams Nietzsche. Zwischen beiden Richtungen gibt es viele Übergänge, nur lehnen sich die meisten Geschichtsschreiber mehr an die alte Richtung an. Ermatinger selbst steht der neueren psychologisch-reflektierenden Richtung näher, will ihr aber durch Schaffung fester Grundbegriffe eine objektivere Grundlage geben. Darum untersucht er das dichterische Kunstwerk und sucht sein Wesen zu ergründen. Für ihn ist das Leben des Dichters und seiner Werke nicht toter Stoff, keine starre Größe, sondern Leben und Wirkung organischen Lebens. Darum steht im Mittelpunkt seiner Untersuchung das Erlebnis des Dichters. Er unterscheidet dabei das Gedankenerlebnis, das Stofferlebnis, das äußere und das innere Form-erlebnis. An der Hand zahlreicher Beispiele sucht er die Eigenart dieser Erlebnisse festzustellen und kommt dabei zu wichtigen Ergebnissen der Urteilsbildung. Darin und nicht in den abstrakt-philosophischen Erörterungen liegt der Wert der Untersuchungen. Vielleicht wäre es aber von Nutzen gewesen, wenn Ermatinger nicht nur Beispiele aus der Dichtung, sondern auch aus der Literaturgeschichtsschreibung herangezogen hätte; die gelegentlichen Hinweise in den Anmerkungen genügen nicht.

Russische Literaturgeschichte in Einzelporträts. Von Alexander Eliasberg. Mit einem Geleitwort von D. Mereschkowsky. München 1922. C. H. Beck. X, 192 S.

Alexander Eliasberg hat uns eine große Zahl russischer Dichtungen in guten

Übersetzungen geschenkt; in seinem neuesten Werke gibt er uns eine Geschichte der heute lebendigen russischen Literatur. Er führt uns bis in die bolschewistische Dichtung unserer Tage. Dabei macht er uns mit denjenigen bekannt, deren Werke bei uns noch nicht gebührende Beachtung gefunden haben. Und eine solche Einführung ist nötig. Zu fremd steht uns diese russische Seele gegenüber, zu sehr als Orient. Wir bedürfen oft eines kundigen Führers und daher begrüßen wir diese neue Einführung, es ist nicht die erste, wohl aber eine der besten. Besondere Beachtung verdient auch das ernste Geleitwort von Mereschkowski, das fern der Heimat geschrieben, uns einen Blick in die Tragik des russischen Patrioten tun läßt.

Etymologie der neuhochdeutschen Sprache. Darstellung des deutschen Wortschatzes in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Hermann Hirt. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. München 1921. C. H. Beck. X, 439 S. 8^o. (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, IV, 2.)

Hirts Neubearbeitung verdient über die Fachkreise hinaus bekannt zu werden. Das Werk vereinigt strenge Wissenschaftlichkeit mit einer leicht verständlichen Form. Wer schriftlich oder mündlich seine Muttersprache verwendet, sollte auch Interesse für die Frage der Entstehung und Entwicklung des deutschen Wortschatzes haben. Das Leben unserer Muttersprache, ihre ganze Schönheit und Mannigfaltigkeit tritt dabei zu Tage. Die Anlage des Buches ist systematisch, nicht alphabetisch; dadurch unterscheidet es sich von den Wörterbüchern und macht die in den Wörterbüchern aufgespeicherte Arbeit erst für die Allgemeinheit nutzbar. Das Buch sollte nicht bloß für Lehrer des Deutschen, sondern für alle, die unsere deutsche Sprache mit tieferem Verständnis anwenden wollen, ein unentbehrliches und gern benutztes Handbuch sein.

Repetitorium der deutschen Sprache. Gotisch, Althochdeutsch, Altsächsisch. Von Dr. Hermann Ammon. Berlin 1922. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 79 S. Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte (von den Anfängen bis Luther). Von Dr. Hermann Ammon. Ebenda. 131 S. (Wissenschaftliche Repetitorien Bd. 8 u. 9.)

Das Urteil über wissenschaftliche Repetitorien lautet sehr verschiedenartig, der eine sieht darin eine unerlaubte und schädliche Verwässerung der Wissenschaft, der andere ein brauchbares Hilfsmittel und ein Wiederholungsbuch. Sicher ist aber wohl, daß Repetitorien wertvoll sind, wenn sie nach eifrigem Studium bei Wiederholungen benutzt werden, unbedingt abzulehnen sind sie, wenn sie als Ersatz für das Studium und als Eselsbrücke dienen. Es richten sich also die Angriffe nicht gegen die Repetitorien, sondern gegen die mißbräuchliche Art der Benutzung. Prüft man die beiden vorliegenden Bände nach ihrer Brauchbarkeit für Wiederholungen, so wird man im allgemeinen zufrieden sein. Man wird hier und da Lücken finden, man wird mancherlei vermissen, das man auf Grund eigener Arbeit für wichtig und nützlich hält. Im allgemeinen aber wird man das finden, was man in einem Repetitorium sucht: das wichtigste Tatsachenmaterial. Die Fragestellung und die Beant-

wortung ist kurz und klar. Man merkt, daß beide Bücher aus der Praxis hervorgegangen sind. Als Ersatz für wissenschaftliche Werke, die wegen ihres Preises heute den meisten Studenten und Lehrern unzugänglich sind, kommen beide Bände nicht in Betracht, sie setzen beträchtliche Kenntnisse voraus. Aber als Wiederholungsbücher sind sie zu empfehlen.

Neuaufgaben.

In neuer (19.) Auflage liegt die bekannte deutsche Literaturgeschichte von Alfred Biese vor (3 Bände, München 1922. C. H. Beck). Der reiche Inhalt, die Fülle von Proben aus den Dichtwerken, der gute Bilderschmuck, die vornehme Ausstattung bilden den äußeren Vorzug des Werkes. Noch wichtiger aber ist die volkstümliche Darstellung des verdienten Schulmannes, die Freihaltung des Stoffes von allem Unwichtigen, die starke Betonung des kulturgeschichtlichen Rahmens und die eingehende Berücksichtigung der jüngsten Entwicklung seit 1848, die allein den dritten Band füllt. Möge das Werk auch weiterhin ein vielbenutztes Lese- und Hausbuch bleiben. — In neuer Auflage liegt auch vor: Oskar Walzel: Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod. (Berlin, Askanischer Verlag 1921.) Ursprünglich erschien dieses Werk als Ergänzung zu Wilhelm Scherers Literaturgeschichte, durch seine Erweiterung und Fortführung bis in die Gegenwart wurde es aber zu einer selbständigen wertvollen Darstellung der Literatur seit 1840. Ein ausführliches Namen- und Sachregister erleichtert die Benutzung auch als Nachschlagewerk. — In zweiter verbesserter Auflage erschien auch das zweibändige Werk des Freiburger Literaturhistorikers Philipp Witkop: Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche. (Leipzig 1921. Teubner.) In feinsinnigen Untersuchungen legt er uns die Eigenart und Kunst der lyrischen Dichtung dar; die Zusammenhänge von Leben und Werk, von Form und Inhalt werden unter reicher Heranziehung von Beispielen erläutert und dargelegt. Unter seiner kunstsinnigen Führung ein wichtiges Gebiet deutscher Dichtung zu durchwandern, bringt reichen Gewinn. — Neu aufgelegt wurde Friedrich Gundolfs Stefan George (Berlin 1922. Bondi). Das Werk bedarf keiner Empfehlung, es gehört ebenso zur Literatur wie zur Literaturgeschichte. — Ein großes Verdienst hat sich der Dom-Verlag (Berlin) durch die Neuausgabe zweier bedeutender Werke der deutschen Literaturwissenschaft erworben: Wilhelm Scherers „Jakob Grimm“ und G. G. Gervinus Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts. (Dom-schatz Band 8 und 3. 354 S. und 224 S.) Scherer stellt nicht nur das Leben und Wirken Jakob Grimms dar, sondern zeigt auch die Bedeutung der Werke für die germanische Wissenschaft. Der Neudruck bringt die zweite Auflage, fügt aber im Anfang die Abweichungen der ersten Auflage hinzu; Scherers Rede auf Grimm und ein Nachwort der Herausgeberin Gräfin Sigrid von der Schulenburg vervollständigen die Ausgabe, die allen Geschichtsfreunden willkommen sein wird. Dasselbe gilt von dem Neudruck der Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts von Gervinus, die Dr. Hans Körnchen herausgegeben hat. Unter dem bescheidenen Titel verbirgt sich eine stilistisch glänzende Darstellung der weltgeschichtlichen Entwicklung des Abendlandes, von den Tagen des alten Griechenlandes bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Rankes Gedächtnisrede auf Gervinus, ein kleines Meisterstück des Altmeisters

der Geschichtsschreibung ist eine willkommene Zugabe. Beide Bände sind in einer gediegenen, geschmackvollen Ausstattung erschienen und verdienen warme Empfehlung. — Das Dantejubiläum hat uns zahlreiche Danteausgaben und Festschriften gebracht. Die meisten Leser werden aber einen kurzen und zuverlässigen Führer brauchen. Diese Aufgabe erfüllt recht gut das Werkchen von Karl Jakubizyk: *Dante, sein Leben und seine Werke*. Freiburg, Herder, 1922. XIV, 310 S.), dessen 2. und 3. verbesserte Auflage jetzt vorliegt. Es enthält im wesentlichen das, was der Gebildete über Dante als Menschen und Dichter, über seinen äußeren und inneren Werdegang, über seine Prosaschriften und seine poetischen Werke wissen möchte.

Schöne Literatur

Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus. Herausgegeben von Professor Dr. Otto Hellinghaus. Freiburg, Herder. Die drei letzten Bände dieser Klassikerbibliothek des bekannten katholischen Verlages erscheinen in vierter verbesserter Auflage. Der 10. Band (XIV, 651 S.) enthält die Romantik, die Dichtung der Freiheitskriege, Chamisso und Platen, der elfte Band (XV, 619 S.) den schwäbischen Dichterkreis und einige österreichische Dichter, der zwölfte Band (XVI, 563 S.) umfaßt die Dichtung vom „jungen Deutschland“ bis zur Gegenwart, das heißt bis 1880. Lebende Dichter sind nicht herangezogen worden. Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen sind beigelegt. Die Auswahl ist recht dürftig, von vielen Dichtern sind nur wenige Proben gegeben. Inzwischen sind auch die drei ersten Bände dieser Sammlung in neuer vierter Auflage erschienen. Band 1 (XII, 630 S.) enthält Klopstocks Werke (Messias und Gedichte) und den Göttinger Dichterbund: Hölty, Voß, Stolberg. Die in diesem Bande vorgelegte Auswahl genügt auch für höhere Ansprüche. Band 2 (X, 653 S.) bringt von Lessings Werken: Gedichte, Fabeln in Prosa, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan und Wielands Oberon. Man vermißt hier mit Bedauern vor allem die Prosawerke, die für das Verständnis beider Männer unentbehrlich sind. Denselben Mangel zeigt der dritte Band (XIV, 578 S.), der einige Werke Herders (Gedichte, Legenden, Blätter der Vorzeit, Paramythien, Cid), Gedichte von Matthias Claudius, Bürger und einige Erzählungen Jean Pauls bringt. Auch hier möchte man eine reichere Auswahl wünschen. Die Buchausstattung dieser Bände verdient Anerkennung, zumal auch die Preise sehr mäßig sind. — Eine Ergänzung dieser Klassiker-Bibliothek bildet die Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen, die im gleichen Verlage erscheinen. Band 13, 14, 15 liegt soeben in 2. Auflage vor. Der 13. Band (300 S.) enthält folgende Erzählungen: Theodor Mügge: Am Malanger Fjord, Franz Kugler: Jucantada, Ed. Höfer: Rolf der Rekrut, Fouqué: Rose, Freiligrath: Der Eggesterstein. Der 14. Band (299 S.): Hermann v. Schmid: Die Zuwiderwurzeln, Alfred Müllner: Der Kaliber, Ad. Stifter: Der Kuß von Sentze, Moritz Hartmann: Das Schloß im Gebirge. Der 15. Band (296 S.): Heinr. Schaumberger: Vater und Sohn, Ludw. Tieck: Das Fest zu Kenelworth, Theod. Körner: Hans Heilings Felsen, Joseph Friedrich Lentner: Der Juchschrei. Kurze Anmerkungen und noch kürzere Einleitungen sind beigegeben. Über die Auswahl der Novellen kann man streiten, doch sind sie alle lesenswert.

Grimmelshausens Werke. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Hans Heinrich Borchardt, Professor an der Universität München. 4 Teile in 3 Bänden gebunden (LXII, 275, 272, 467, 538 S.). Berlin o. J. Deutsches Verlagshaus Bong und Co. (Bongs Goldene Klassikerbibliothek.)

Grimmelshausens Simplizissimus gehört zu den wenigen Literaturwerken des 17. Jahrhunderts, die noch heute gelesen werden. Meist greift man allerdings zu Auszügen und Überarbeitungen, aber das Werk verdient wegen seiner künstlerischen Bedeutung, noch mehr vielleicht wegen seines Inhaltes vollständig gelesen zu werden. Doch auch die anderen Werke von Grimmelshausen verdienen noch heute die Beachtung der Literatur- und Geschichtsfreunde, da Grimmelshausen der einzige Zeitgenosse ist, der die Kulturzustände des dreißigjährigen Krieges mit allen grausigen Schattenseiten geschildert hat, gemildert allerdings durch einen etwas derben Humor. Die vorliegende Auswahl ist ziemlich reichhaltig; sie enthält neben dem Hauptwerk die wichtigsten kleineren Schriften, soweit sie für weitere Kreise lesenswert sind. Der Text ist unter Beibehaltung des Lautbestandes modernisiert, um alle Schwierigkeiten des Verständnisses aus dem Wege zu räumen. Vom Standpunkte des Fachmannes ist das nicht unbedenklich, doch stehen ja für wissenschaftliche Arbeiten die zeitgenössischen Ausgaben zur Verfügung. Umfangreiche Anmerkungen (87 Seiten) berücksichtigen den Stand der neuesten Forschung, eine Einleitung zeigt das Schaffen von Grimmelshausen im Zusammenhang mit der Geistesgeschichte der Zeit. Der reiche Bildschmuck (3 Kunstdruckbeilagen, 24 Textbilder und 2 Handschriftenbeilagen), die geschmackvolle, gediegene Ausstattung machen die Ausgabe zu einem Schmuck jeder Bibliothek.

Dante: Die Göttliche Komödie. Übertragen von Richard Zoosmann. Mit Einführungen und Anmerkungen von Konstantin Sauter. Fünfte und sechste Auflage. Freiburg 1922. Herder. X, 694 S. Mit einem farbigen Titelbild nach Giotto.

Zoosmanns Danteübersetzung gilt als eine der besten, und das will bei der großen Zahl deutscher Übertragungen viel sagen. Sie erfreut sich daher mit Recht großer Beliebtheit. Hervorzuheben ist der enge Anschluß an das Original, Klarheit des Ausdrucks und Wohlklang der Sprache. Alle Schwierigkeiten hat auch diese Ausgabe noch nicht überwunden, sie sind aber von Auflage zu Auflage geringer geworden. Recht brauchbar sind auch die Einleitungen und Anmerkungen von Sauter, der als Danteforscher sich manches Verdienst erworben hat. Die Ausstattung ist gediegen und geschmackvoll.

Jugendbücher

Scherls Jungdeutschlandbuch. Bd. 9. Herausgegeben von Dr. Karl Soll. Berlin 1923. Scherl. 287 S.

Scherls Jungmädchenbuch. Bd. 8. Herausgegeben von Lotte Gubalke. Ebenda. 291 S.

Die beiden Bände mit ihrem reichen Inhalt und ihrer schönen Ausstattung sind als Geschenkwerte sehr zu empfehlen. Sie enthalten neben guten Erzählungen und Gedichten eine Fülle von Belehrung. Geschichtliche, natur-

wissenschaftliche Aufsätze, wissenschaftliche und technische Darlegungen wechseln mit Gedichten, Rätseln und Sprüchen. Dazu kommt ein reicher Bilderschmuck und eine geschmackvolle Ausstattung, so daß unsere Jungen und Mädchen von 13—18 Jahren gern zu den Bänden greifen werden.

Unter den Wilden. Entdeckungen und Abenteuer, die unsere Jugend kennen sollte. 299 S. mit 5 bunten Beilagen und 36 Textbildern. Berlin, Rich. Bong.

Entdeckungsfahrten, kühne Unternehmungen und waghalsige Abenteuer haben von jeher bei unserer Jugend lebhaften Beifall gefunden. Bücher wie der Robinson Crusoe und der Lederstrumpf werden immer wieder gern gelesen werden und einen wichtigen Bestandteil unserer Jugendliteratur ausmachen. Leider wirkt die gar zu kühne Phantasie, die aus diesen Werken vielfach spricht, auf allzuempfindliche Gemüter manchmal schädlich ein. Daher sind Bücher, die nicht vom Schreibtisch aus ihre Helden und deren Abenteuer schildern, sondern wahre Erlebnisse kühner Unternehmer wiedergeben, mehr zu empfehlen, im besonderen die Entdeckungsfahrten in fremde Länder, wie sie das vorliegende Werk in geschickter Auswahl bringt: Die Fahrten der Kapitäne James Cook, Samuel Wallis, James King und John Meares, sowie des Majors O. F. v. der Gröben nach der Südsee, Nordwestamerika und Westafrika. Besonders der letzte Bericht, der schildert, wie die erste deutsche Kolonie in Guinea (Groß-Friedrichsburg) entstand, wird nicht verfehlen, bei unserer deutschen Jugend Widerhall zu finden und sie für die kolonialen Unternehmungen zu begeistern. — Die Bilder, die von Künstlerhand dem Buche beigegeben sind, werden auch der Wissenschaft der Völkerkunde gerecht.

B u s c h a n - Stettin.

Der Fährmann. Ein Buch für werdende Männer. Herausgegeben von Dr. Gustav Keckeis. Freiburg 1922. Herder. VII, 412 S. mit fast 100 Bildern.

In einer hervorragenden Ausstattung tritt dieses Jugend- und Familienbuch in die Öffentlichkeit. Es will ein „Fährmann“ sein aus dem Jugendland ins tätige Leben, will den Jüngling durch die vielen Klippen der Entwicklungsjahre an das sichere Ufer führen. Vertrauen zu unseren besten Kräften, Freude an der charakterfesten Verfolgung ernster und schöner Ziele, Einführung in das reiche und vielgestaltige Leben der Gegenwart, das ist die geistige Frucht dieses Buches. Die Auswahl der Beiträge ist vorzüglich; alles, was unsere Jugend erfreut, ist in guten Beispielen vertreten: die weite Welt, Heimat, Natur, Vergangenheit und Gegenwart, Seele und Sehnsucht, Körper- und Geistesbildung, Technik. Der Buchschmuck ist zum Teil künstlerisch wertvoll. Das Werk wird ein Familienbuch werden, zu dem auch die Eltern gern und oft greifen werden.

Jugendbücher aus der Franckhschen Verlagshandlung.

Der angesehene Stuttgarter Verlag konnte in diesem Jahre auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Besondere Verdienste hat sich der Verlag durch die Herausgabe volkstümlicher naturwissenschaftlicher Werke erworben. Zu einem verhältnismäßig billigen Preise sind die kleinen, mit vielen Abbildungen ver-

sehenen Bändchen Volksbücher im besten Sinne des Wortes geworden und in vielen tausend Exemplaren verbreitet. Wir nennen von den in der letzten Zeit veröffentlichten Bändchen: Die Zelle. Von Dr. Fritz Kahn. (68 S.) Schnecken und Muscheln. Von Dr. Kurt Floericke. (79 S.) Was ist Elektrizität? Erzählungen eines Elektrors. Von Hanns Günther. (124. bis 133. Tausend, 101 S.) Radiotechnik. Das Reich der elektrischen Wellen. Von Hanns Günther. (78 S.) Wege zur Relativitätstheorie. Von Rudolf Lämmel. (76 S.) Wellentelegraphie. Von Hanns Günther. (110 S.) Chemische Technologie der Naturvölker. Anfänge der Naturbeherrschung II. Von Prof. Dr. Karl Weule. (85 S.) Taschenbuch zum Mineralbestimmen. Von Dr. Peter Graf. (117 S.) In der Sammlung: Basteln und Bauen liegen zwei Heftchen von Hanns Günther vor: Selbstanfertigung galvanischer Elemente (58 S.) und Selbstanfertigung von Kleintransformatoren und Gleichrichtern (50 S.), die für ältere Knaben recht anregend sind. Neben diesen Heftchen stellen sich auch einige größere Werke in den Dienst der Werkttätigkeit und der Bastelarbeit. Da viele Eltern nicht die Fähigkeit haben, den Kindern eine Anleitung für diese praktischen Arbeiten zu geben, so sollte man den Jungen wenigstens Bücher in die Hand geben, die brauchbare Anregungen und nützliche Winke geben. So bringt das „Experimentierbuch für Jungen“ von Hanns Günther (220 S.) über 100 physikalische Versuche und Zauberkunststücke, die leicht nachzumachen sind und neben Belehrung auch Freude bereiten. Das gilt auch für das alljährlich erscheinende Bastelbuch, ein Wegweiser für Jung und Alt in Handfertigkeit, Spiel und Arbeit (200 S.), dessen 3. Jahrgang soeben erschienen ist. Dieser neue Band bietet wieder eine Fülle von Anregungen und praktischen Winken zur Herstellung nützlicher Apparate und Gegenstände, die auch für Erwachsene von Nutzen sind, besonders heute, wo auch die einfachsten Gegenstände unerschwinglich teuer geworden sind. Für die reifere Jugend bietet das zweibändige Werk: Chemie für Jungen, ein Experimentier- und Lesebuch, mancherlei Belehrung, das Hanns Günther nach einem französischen Werke bearbeitet hat. (263 und 254 S.) Es legt an zahlreichen Beispielen die Zusammenhänge dar, welche die Chemie mit dem täglichen Leben verbinden, und leitet zu einfachen Versuchen an, die mit geringen Mitteln anzustellen sind. Die beiden reich bebilderten Bände können auch als Ergänzung für jeden Chemieunterricht empfohlen werden. Recht beliebt ist bei der heranwachsenden Jugend auch das naturwissenschaftliche Jahrbuch: Jugend-Kosmos, von dem ein neuer Band (Neue Folge Bd. 2) erschienen ist. (208 und 96 S.) Auch dieser Band bringt zahlreiche belehrende und unterhaltende Aufsätze aus allen Gebieten der Naturwissenschaft, der Technik und Völkerkunde. Ferner legt der Verlag eine Reihe vielgelesener Jugendromane in diesem Jahre vor. So erscheint in 3. Auflage das Werk: Wilde Tiere zu Hause, von Ernst Thompson Seton (VII, 232 S.), dessen erster Teil auch im Anhang des Jugend-Kosmos abgedruckt ist, in achter Auflage von demselben Verfasser: Wahre Lebensgeschichte eines Grislybären. (87 S.) Prächtige Beobachtungen der Natur und der Tiere, dazu eine humorvolle Darstellung und hübsche Bilder zeichnen Setons Bücher aus und machen sie bei der Jugend jeder Altersstufe beliebt. Recht empfehlenswert ist auch A. Th. Sonnleitners Buch: Das Haus der Sehnsucht (271 S.), das in kurzer Zeit bereits acht Auflagen erlebt hat. An-

schaulich und ergreifend schildert Sonnleitner, wie eine starke, arbeitsame Frau ein bescheidenes Glück erringt und das Schicksal einer Familie zum Guten gestaltet. So bietet der Franckhsche Verlag eine ganze Reihe von Jugendschriften belehrenden und unterhaltenden Inhalts, die für Schule und Haus empfehlenswert sind.

Volks-, Jugend- und Bilderbücher aus dem Verlage
Gerhard Stalling (Oldenburg).

Unter der verantwortlichen Leitung von Will Vesper sind in der Sammlung „Der Blumengarten“ eine Reihe neuer Bände erschienen, die literarisch wertvolles Gut in guter Ausstattung und mit künstlerischen Holzschnitten und Federzeichnungen geschmückt bringen. In 6. Auflage begrüßen wir Gustav Schalks Nordisch-germanische Götter- und Heldensage (244 S.). Die uralten nordischen Mythen und Sagen von Odin und Frigga, von Thor, Baldur und Loki, von Wieland dem Schmied und Siegfried, von Beowulf und Frithjof, dazu die schönen männlichen Holzschnitte von Karl Stratil bereiten auch den Erwachsenen viel Freude und hohen Genuß. — Aus dem reichen Schatz der Fabeln und Ränke, Märchen und Schwänke aus aller Welt hat Will Vesper eine gute Auswahl getroffen unter dem Titel: Fröhliche Märchen. (143 S.) Vesper versteht es, diese kleinen Geschichtchen anschaulich und lebendig zu erneuern. Es sind kleine Kabinetstückchen der Erzählkunst, stilistische Musterstücke, die sich zu einem heiteren Lesebuch für Jung und Alt harmonisch zusammenfügen. — Eine hübsche Auswahl bietet auch Else Franke mit ihren Sagen vom deutschen Rhein. (134 S.) Sie hat aus dem reichen Sagenschatze der Rheinlande einige der schönsten Erzählungen ausgesucht und einfach und schlicht wiedergegeben. Alles, was uns den Rhein so lieb und wert macht, spiegelt sich in bunten Farben in diesem Bande wider, von flotten Federzeichnungen unterstützt. — Ein recht glücklicher Gedanke des Herausgebers war es auch, Daniel Defoes Leben und Abenteuer von Robinson Crusoe (257 S.) zu erneuern. Trotz der zahllosen deutschen Robinsonausgaben wird Vespers Nacherzählung seinen Weg machen, inhaltlich, weil diese Ausgabe die ganze Vorgeschichte und die späteren Schicksale Robinsons bringt, sprachlich, weil sie packend und eindrucksvoll die Abenteuer erzählt, und alle Längen rücksichtslos ausmerzt. — Neben diesen Bänden, die man als Jugend- und Volksbücher warm empfehlen kann, hat der Verlag auch zwei hübsche Bilderbücher herausgebracht. Für die Kleinsten (3.—5. Jahre) ist Nesthäkchens Wunderhorn bestimmt, das die schönen, alten Kinderreime mit kindlichen, Herz und Auge erfreuenden Bildern von Else Wenz-Viëtor bringt. Für etwas größere Kinder (5.—10. Jahre) sei empfohlen: Sonnenschein und Blütenduft, das ist ein Vergnügen. Liebe Kinderreime aus allen Jahreszeiten. Für Mutter und Kind herausgegeben von Charles Dieck, mit Bildern von Else Wenz-Viëtor. Die schönsten Kinderlieder aus alter und neuer Zeit sind hier künstlerisch illustriert, so daß ein farbenfrohes Bilderbuch entstanden ist, in dem Vers und Bild wundervoll zusammenstimmen. Schade nur, daß alle Bilderbücher, auch die „unzerreißbaren“, vergänglich sind, sie würden sonst auch später noch unseren Kindern viel Freude machen, vielleicht sogar, wenn sie selbst schon Großvater und Großmutter geworden sind.

Gesellschaftsnachrichten

In den Vorstand der Comenius-Gesellschaft ist eingetreten: Geheimrat
Dr. Alfred Kühne, Ministerialrat im Ministerium für Handel und Gewerbe.

Kassenbericht der Comenius-Gesellschaft vom 30. 11. 1922

Eingänge:

Bestand 1. 1. 1922	M.	15 464.68
Beiträge	„	21 938.65
Spenden	„	54 954.01
Zinsen aus Effekten	„	118.35
Absatz Oktober 1920/November 1922	„	15 867.95
Außenstände:*)		
168 Logen	M.	8 884.50
264 Privat	„	13 395.25
84 Bibliotheken	„	3 541.—
		25 820.75
		M. 134 164.39

Ausgänge:

Defizit aus 1921	M.	14 115.20
Unkosten:		
Porto und Überweisungsgebühren	M.	2 602.45
Miete	„	482.25
Sonstige Spesen	„	1 620.30
		4 705.—
Honorar für Schriftleiter und Mitarbeiter	„	1 958.—
Kleinere Drucksachen	ca.	1 500.—
17. 1. Heft 9/12 1921	„	10 650.—
16. 5. Heft 1/3 1922	„	14 500.—
30. 9. Heft 4/6 1922	„	76 000.—
Voraussichtliche Ausgaben für Heft 7/12 (6 Bogen)	„	350 000.—
Honorar für Mitarbeiter	„	1 000.—
Versandspesen	„	5 000.—
Einziehung der Außenstände	„	15 000.—
		M. 494 428.20

Eingänge	M.	134 164.39
Ausgänge	„	494 428.20
Defizit	M.	360 263.81

Vorhanden: 2500 3/0 Preußische Konsols.

*) Außerordentlich bedauerlich ist es, daß so viele unserer Mitglieder noch nicht den Beitrag für 1922 bezahlt haben. Es sollte eine selbstverständliche Ehrenpflicht aller säkumigen Zahler sein, sofort ohne besondere Aufforderung den rückständigen Beitrag einzusenden. Dabei bedarf es keiner besonderen Mahnung, den Beitrag der gesunkenen Kaufkraft des Geldes anzupassen. Bei rechtzeitiger Einsendung des Beitrages hätte die Gesellschaft nicht nur kein Defizit, sondern auch Mittel, die dringenden Aufgaben der Kulturpolitik mit größerem Erfolge in Angriff zu nehmen und zum Erfolge zu führen.

Spenden vom 1. August bis 31. Dezember 1922,

für die wir allen Gebern herzlich danken.

M. 5000.— J. D. Reelfs, Genf; M. 3000.— Sammlung Alfred Unger, Berlin; M. 11627.91.— Loge Olaf Kyrre til den gyldne Kjæde, Christiania; M. 10000.— Sammlung Alfred Unger, Berlin; M. 5000.— Carl Baar, Amsterdam; Frau Geheimrat Keller, Niehagen; M. 2250.— Tjarko Duis, Berlin; M. 1400.— J. Sack, Charlottenburg; M. 1000.— Loge Germania z. E., Berlin; Loge Sokrates, Wien; Loge zu den 3 Türmen, Limburg; M. 750.— Alfred Schick, Berlin; M. 530.— Loge zur Bruderkette, Blankenburg; M. 500.— Richard Wolfsohn, Berlin; Loge zur grünenden Eiche, Leipzig; M. 450.— Loge Pythagoras, Hannov.-Münden; M. 300.— Loge Victoria, Berlin; M. 230.— R. Schäfer, Dortmund; M. 250.— R. Pflücker, Cassel; Ernst Kunz, Berlin-Tempelhof; M. 210.— Loge zum goldnen Reh, Osnabrück; durch Ingenieur Rudolf Witte; M. 200.— Adolf Dietz, Leipzig; Robert Lehr, Arnsdorf; Pastor Diestel, Berlin-Grunewald; Dr. Schmeller, Schleiz; Freimaurerloge Friedrich zur e. Arbeit, Jena; Loge Wahrheit und Freundschaft, Fürth; Franz Roesger, Leipzig; K. Streckfuß, Berlin; M. 180.— Loge zu den 3 Kronen, Königsberg; M. 150.— Otto Schulz, Berlin; E. Barda, Berlin; Loge Erwin für Licht und Recht, Grünberg; Freimaurer-Loge Allvater zum freien Gedanken, Lahr; Geheimrat Erlenmeyer, Bendorf; M. 130.— Th. M. Barthel, Dresden; M. 100.— Ludwig Meseritz, Berlin-Charlottenburg; Dr. Vowinkel, Mettmann; E. O. Wentz, Salzwedel; Eugen Krawinkel, Gummersbach; F. von Pritzbuer, Berlin-Charlottenburg; Stadthauptkasse Burg, Burg; H. Podeigeitzki, Heidelberg; Max Oswald, Meiningen; Fr. Schmitt, Kaiserslautern; K. Schäffer, Rheinsberg; Pfarrer G. Symanowski, Czarukow; Herbert Elsholz, Berlin; Dr. H. Schotte, Wippra; Dr. E. von Sieglin, Stuttgart; Pfarrer Springborn, Stettin; Max Meurer, Lahr; Willi Detring, Düsseldorf; Loge zum Verein der Menschenfreunde, Trier; H. Dickert, Köln; Alfred Stiefel, Frankfurt a. M.; Loge z. d. 3 Degen, Halle; Ludwig Raebel, Weimar; Öffentliche Bibliothek Oldenburg, Oldenburg; Dr. R. Kayser, Hamburg, Loge zur edlen Aussicht, Freiburg i. B.; C. Weber, Bonn; Alexander Schilling, Nürnberg; Dr. F. Coblenz, Berlin-Charlottenburg; Freimaurer-Loge Carl und Charlotte zur Treue, Offenbach; Loge Charlotte zu den 3 Nelken, Meiningen; Loge zum goldenen Kreuz, Merseburg; Moritz Reiß, Berlin-Steglitz; R. Schallenger, Düsseldorf; Schillerloge Cöln; Klara Widekind, Elberfeld; M. 80.— Fritz Jantzen, Hermsdorf; Städtische Bücherei, Iserlohn; Dr. A. Reimann, Berlin; M. 70.— Postdirektor Wilken, Greiz; M. 60.— August Jung, Furtwangen; M. 50.— 23 Private, 5 Logen, 1 Behörde. M. 40.— 1 Loge. M. 30.— 6 Private, M. 25.— 2 Private. M. 10.— 2 Private. M. 5.— 1 Loge.

Im Jahre 1922 wurden insgesamt gespendet: M. 148648,26.

Wir bitten dringend um weitere Spenden. Bei den auf das **Vielfache** gestiegenen Herstellungskosten kann unsere Zeitschrift und unsere Gesellschaft nur mit Zuhilfenahme dieser Spenden erhalten werden und im neuen Jahre **fortbestehen!**

Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt. — Allen Anfragen und Beiträgen ist Porto beizufügen, da andernfalls eine Antwort oder Rücksendung nicht gewährleistet werden kann.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Georg Heinz, Berlin O 34, Warschauer Str. 63.
Verlag und Druck: Alfred Unger, Berlin C 2, Spandauer Str. 22.

Verlag von Alfred Unger, Berlin C2, Spandauer Straße 22

„Comenius-Schriften zur Geistesgeschichte“

Unter diesem Titel erscheinen größere Arbeiten aus dem Gedankenbereich der Comenius-Gesellschaft, die die Zeitschrift räumlich zu sehr belasten würden.

Neu erscheint in dieser Reihe:

Wandlungen in Goethes Religion

Ein Beitrag zum Bunde von Christentum und Idealismus

Von Prof. D. Karl Bornhausen

Gz. 2.25

Bisher sind erschienen:

Sebastian Franck als Geschichtsphilosoph

Ein moderner Denker im 16. Jahrhundert

Von Dr. Arnold Reimann, Stadtschulrat in Berlin

7 Bogen. 8^o. Gz. 2.25

Diese Schrift soll das Andenken eines hervorragenden Mannes neu beleben, eines Großen der Geistesgeschichte, der Lessingsche Gedanken bereits vorgefacht, und der, ein Gottsucher und Volkserzieher von höchstem Wahrheitsmut, Bibelkritiker und Geschichtsschreiber, Philosoph und Sprichwortsammler, eine der bedeutendsten Erscheinungen des 16. Jahrhunderts war. In Zeiten engherzigster Unduldsamkeit trat er als Prediger der Toleranz, ein Prophet wahrer innerer Religion, zugleich ein Herold des sozialen Verständnisses und Ausgleichs auf. Seine Gedanken wirken wie die des Comenius noch in unseren Tagen zielsetzend weiter.

Der Teufel als Sinnbild des Bösen im Kirchenglauben, in den Hexenprozessen und als Bundesgenosse der Freimaurer

Von Ernst Diestel, Hofgerichtsprediger in Berlin

Gz. —.60

Durch sein schon in 2. Auflage im gleichen Verlage erschienenen köstliches Buch „Die Lebenskunst eine königliche Kunst, im Lichte der Weltliteratur“ hat sich der feinsinnige Verfasser eine Gemeinde geschaffen. Aus seiner umfassenden Literaturkenntnis heraus bringt er hier eine wohlgelungene Geschichte des Teufelbegriffs; besonders der famose Taxil-Schwindel findet eine ausführliche Behandlung.

Vedânta und Platonismus im Lichte Kantischer Weltanschauung

Von Paul Deussen

Mit einem Gedenkwort auf Deussen von Reinhart Biernatzki

Gz. —.60

Die gedankenreiche Schrift des großen Gelehrten, die eine Zeitlang vergriffen war, erscheint hier in neuem Gewand. Deussen bringt die drei glänzendsten Erscheinungen der Philosophie vergleichend in Verbindung; in knappen Sätzen dringt er in ihre letzten Tiefen und gelangt zu ihrem inneren Einheitspunkte, zu ewigen Wahrheiten. Im Hinblick auf die geistigen Modetorheiten unserer Tage erscheint die Schrift des unvergesslichen Verfassers besonders zeitgemäß.

Johann Amos Comenius

Dem Menschheitslehrer und Vorkämpfer der Humanität zum Gedächtnis

Herausgegeben von Dr. Georg Heinz

Gz. 2.25

Dieses Gedenkbuch soll Comenius als einen berufenen Führer auch für die Gegenwart zeigen. Als Lebenskünstler und Erzieher, als Vorkämpfer des Pazifismus, Apostel der Humanität und als Pfadfinder auf pädagogischem Neuland wird Comenius in der vorliegenden Schrift geschildert. Besonderer Wert erhält das Heft durch den Aufsatz von Ludwig Keller: „Comenius, sein Leben und sein Werk.“

Grundzahlen, zu vervielfältigen mit der Schlüsselzahl des Börsenvereins.

Neuerscheinungen

aus dem Verlage von Alfred Unger in Berlin

Bischoff, Diedrich: Menschlichkeit. Das Grundgebot deutscher Zukunft. 96 Seiten Gz. 2.—

Ein ernstes Wort für unsere vom Parteihader und Klassenhaß zerrissene Zeit. Es sollte auch jenseits unserer Grenzen gehört werden.

Boehn, Otto: Wege zur Freimaurerei. Gedanken über die geistig-sittliche Entwicklung des Menschentums . . . Gz. 1.—

Boehn bringt vielfach eigene und auch eigenartige Meinungen, die in der Ansicht gipfeln, daß die Freimaurerei zu positiver Tat, vor allem zu sozialer Arbeit verpflichtet.

Braun, Reinhold: Aus tiefen Brunnen. Ein Buch von Kraft und Freude. 12 Bogen kart. Gz. 2.50, geb. Gz. 3.60

Wer aus heiligen Quellen Kraft und neue Lebensfreude schöpfen will, der muß zu diesem Buche greifen. Reinhold Braun ist, wie ein Kritiker sagt, einer der wenigen Berufenen, an der Seele des Einzelnen und Aller, somit am deutschen inneren Aufbau segensvoll mitzuwirken.

Braun, Reinhold: Das Morgenbuch. Ein Jahrweg Freude und Innerlichkeit. 12 Bogen kart. Gz. 2.50, geb. Gz. 3.60

Der bekannte Dichter-Philosoph schenkt in diesem Buche den Innerlichen Deutschlands, den Menschen der Seele, ein Werk von besonderer Prägung und feiner Schönheit. Für jeden Tag des Jahres bietet er in edler, innig schwingender Prosa oder im Kristall einer oder mehrerer Strophen einen Gedanken, der Freude, innere Jugend, der das Letzte der Seele erlöst. Es ist eins der tiefsten und beglückendsten Lebensbücher des deutschen Hauses.

Braun, Reinhold: Frauen-Glück und -Sehnsucht
kart. Gz. 2.—, geb. Gz. 3.—

Ein echtes Lebens- und Freudebuch für unsere Mädchen und Frauen. Ein Braut- und Ehegeschenk, wie man es schöner, inniger und sinniger sich nicht denken kann.

Clausen, Ernst: Die Freimaurer. Einführung in das Wesen ihres Bundes. Vermehrt durch ein Schlußkapitel: Die Gegner der Freimaurerei von Prof. Paul Wagler. 13.—20. Tausend. 42 S. Gz. —.40

Der beste Wegweiser zu dem geistigen Inhalt der Freimaurerei.

Keller, Ludwig: Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben. 2. Auflage, bearbeitet von Dr. Aug. Horneffer brosch. Gz. 2.50, geb. Gz. 3.50

Neumann, Dr. Otto: „Freimaurertum.“ Geschichte, Wesen und Ziele mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Freimaurerei. Preisgekrönt. 2. Auflage Gz. 2.—

Es gibt in der neueren Literatur kaum ein Werk, das eine so abgerundete Übersicht über Geschichte und Wesen der vielfach so irrig aufgefaßten Freimaurerei gibt. Diese 2. Auflage ist sorgsam durchgearbeitet und auf die Höhe der Neuzeit gebracht. Ihr Inhalt entspricht in vollem Umfange dem prägnanten Titel.

Schwerdtfeger, Franz: Hundert Jahre deutscher Freimaurerei. Ein kritischer Beitrag zur deutschen Geschichte in den letzten hundert Jahren. 48 Seiten Gz. 1.—

Wernecke, Hugo: Goethe und die Königliche Kunst. 2. Aufl. Mit 10 Bildnissen und 3 Faksimiles. 166 S. Brosch. Gz. 6.—, geb. ca. Gz. 8.—

Grundzahlen, zu vervielfältigten mit der Schlüsselzahl des Börsenvereins. — Besondere Auslandspreise.

Der soeben erschienene Katalog der Verlagsbuchhandlung Alfred Unger, enthaltend Schriften über Freimaurerei, Geisteswissenschaften und Literatur der Comenius-Gesellschaft, steht den Mitgliedern der Comenius-Gesellschaft kostenlos zur Verfügung. Freimaurerische Vereinigungen wollen den neuen Sonderkatalog über die interne Literatur verlangen. An Einzelpersonen wird er nur gegen Ausweis abgegeben.